

Hessisches Pfarrblatt

**Zweimonatsschrift für Pfarrerinnen und Pfarrer
aus Hessen-Nassau,
Kurhessen-Waldeck und Thüringen**

Thüringer Pfarrverein e.V.

Jahresbericht des Vorsitzenden **139**

EKD-Synode: Pfarrerdienstgesetz – Vorarbeiten der

Pfarrvertretungen von Erfolg gekrönt **146**

Zur Diskussion gestellt –

„Zölibat“ auch für uns? **147**

Vom Romantiker zum Prediger:

Der Maler Wilhelm Steinhausen **148**

EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser,

als Martin Luther 1525 seine Ordensgelübde samt dem Zölibatsversprechen brach und Katharina von Bora heiratete, war Philipp Melanchthon zunächst nicht einverstanden mit der Abkehr der Geistlichen von der Ehelosigkeit. Im 23. Artikel der „Confessio Augustana“ allerdings formuliert er einige Jahre später auch in dieser Frage den reformatorischen Grundkonsens: „Dass die Priester und Geistlichen heiraten sollen, ist gegründet auf das göttliche Wort und Gebot. Außerdem beweist die Geschichte, dass die Priester ehelich gewesen sind und auch dass das Gelübde der Keuschheit so viele hässliche, unchristliche Ärgernisse (...) angerichtet hat (...). Gott hat in der Heiligen Schrift geboten, den Ehestand in allen Ehren zu halten. (...) Wie aber kein menschliches Gesetz Gottes Gebot entfernen oder ändern kann, so kann auch kein Gelübde Gottes Gebot ändern.“

Umso irritierter war die Redaktionskommission anfangs, als Lothar Grigat seinen Beitrag „Zölibat auch für uns?“ vorstellte. Ausgerechnet der Vorsitzende des kurhessisch-waldeckischen Pfarrvereins hält die Ehelosigkeit für protestantische Geistliche für eine Option? Und was würde seine Frau dazu sagen? Aber Scherz beiseite: Natürlich ist Lothar Grigat nicht plötzlich päpstlicher als der Papst geworden. Worauf er, ein wenig provokativ, den Blick lenken will, sind die Veränderungen, die unser Berufsbild nicht zuletzt durch die Reform- und Strukturprozesse erfahren kann, die allerorten Raum greifen. Wann sind persönliche wie strukturelle Belastungsgrenzen er-

reicht und wie können Pfarrerinnen und Pfarrer auch zukünftig noch ihrer Verantwortung gegenüber einer Familie gerecht werden?

Sie finden den kurzen Beitrag auf Seite 147 – und wir sind gespannt, welche Reaktionen er unter der Leserschaft hervorruft.

Dass das Heft 4/2010 mit seinen Beiträgen zur Frage der Solidarität mit Israel kontroverse Reaktionen hervorrufen würde, war uns im Vorfeld bereits bewusst. Die in der letzten Ausgabe abgedruckten Leserbriefe haben das gezeigt, und die Debatte reißt nicht ab, wie auch diesmal wieder die Leserschriften beweisen. Das Thema ist in verschiedener Hinsicht ernst und wichtig, und wir wollen ihm den angemessenen Raum bieten.

Weniger kontrovers dürfte der ausführliche Beitrag von Robert Kirste über Wilhelm Steinhilber gesehen werden. Der informative Artikel ist auch eine profunde Deutung der Person und der Biographie des Frankfurter Malers und Städelschulprofessors, der schon Anfang des 20. Jahrhunderts berühmt war für seine religiösen Sujets, großformatigen Wandgemälde und Kirchengeschichten.

Nicht vergessen werden soll an dieser Stelle der Hinweis auf den Vorstandsbericht aus Thüringen, die Einladung zur Mitgliederversammlung des hessen-nassauischen Vereins, die Erinnerung an das Ordinationsjubiläum in Kurhessen-Waldeck – und der Wunsch der gesamten Redaktionskommission, dass Sie alle eine gesegnete Advents- und Weihnachtszeit erleben mögen und einen behüteten Übergang in das Jahr 2011!

Maik Dietrich-Gibhardt und Susanna Petig

Die Geschäftsstelle des Pfarrerinnen- u. Pfarrervereins
Hessen und Nassau e.V.
und des SOLIDARFONDS
ist vom **27. 12. 2010 – 3. 1. 2011** geschlossen.

gez. W. Böck

gez. M. Groß

Martin Michaelis

Ich weiß noch genau, ich war vielleicht fünf Jahre alt, da hab' ich mir von Mutter einen Strumpf über den Kopf gezogen, bin damit runter zur Milchfrau und hab' gebrüllt: „Fruchtjoghurt oder Leben!“

Sie haben mich zur Strafe den ganzen Tag in mein Zimmer gesperrt, haben die Vorhänge zugezogen, die Glühbirne aus der Fassung geschraubt und mich mit der Dunkelheit und einer Fliege, die da irgendwo zwischen Vorhang und Fenster herumlärmte, allein gelassen.

Ich hab' mich hingesetzt und hab' begonnen, aus meinen Träumen einen Turm zu errichten.

Einen Turm, bis zum Himmel hoch.

Und ich und meine Freunde, der Franz, der Jakob, der Thomas und auch die kleine Hildi, wir zogen durch die Straßen und riefen alle Kinder der Welt zusammen und luden sie ein, mit uns in den Turm zu ziehen. Ja, und das taten sie dann auch. Und wir sprachen alle die gleiche Sprache, lebten in Frieden, waren frei und glücklich bis zum Himmel hoch, und niemand konnte uns stören dabei, denn vor dem großen Eingangstor war eine gewaltige, feuer-speiende Fliege postiert, die uns beschützte.

Und ich weiß noch genau, plötzlich polterte mein Vater ins Zimmer, mit seinen schwarzen, schweren Schuhen, die er immer trug. Er riss die Vorhänge auf, schraubte die Glühbirne in die Fassung, erschlug die Fliege und rief: „Ausgeträumt mein Sohn! Raus!“

Da fiel mein Turm in sich zusammen, und alle Kinder der Welt waren wieder, wie auf einen Schlag, über die ganze Erde zerstreut, und keiner verstand mehr die Sprache des anderen. Und ich ging runter auf die Straße, traf dort den Franz, den Jakob, den Thomas und die kleine Hildi und erzählte ihnen meine Traumgeschichte. Und an diesem Nachmittag beschloss der Franz, nicht Verhaltensforscher, sondern Ziegelhersteller, der Jakob nicht mehr Astronaut, sondern Technischer Zeichner zu werden, der Thomas beschloss, Architektur zu studieren, die kleine Hildi wollte sowieso immer Maurer lernen, und ich beschloss, ganz einfach Träumeerzähler zu werden.

Und wir schworen uns hoch und heilig: „Bald, sehr bald bauen wir einen Turm. Einen Turm, bis zum Himmel hoch!“ (Ludwig Hirsch)

1. Zwischen Zuversicht und Hoffnungslosigkeit, Träumerei und Realpessimismus

Es gibt immer wieder Menschen, die meinen, wenn Sie die Vorhänge zurückgezogen und eine Fliege erschlagen haben, hätten sie Licht in die Sache gebracht und die Gefahr gebannt. Die anderen werden in die reale Welt gestoßen, da herrscht Einigkeit, denn Realitäten sind nicht zu hinterfragen. Dabei nehmen sie vielleicht gar nicht wahr, was sie gerade zerstören – und wenn es nur die Träume eines Kindes sind, dass sie zuvor selbst gezwungen haben, sich eine andere Welt zu erträumen. In schwieriger Situation, isoliert von den anderen, auf sich selbst geworfen, beginnt ein kleiner Mensch gegen die Absicht der erwachsenen Macht von etwas Schönerem zu träumen. Die neu entstandene Traumwelt wird plötzlich polternd zerstört, die unerwachsene Machtlosigkeit in die sogenannte Wirklichkeit zurückbefördert, allein träumen zu dürfen, war denn als Strafe doch zu schön. Aber das Kind vergisst seinen Traum nicht. Weil er erzählt wird, wirkt er weiter, sogar bis dahin, dass er die Berufswünsche der hörenden Kinder umkrem-pelt. Es gibt für sie nur noch ein geheimes Ziel: bis zum Himmel hoch wollen sie mit ihrem Turm.

Ludwig Hirsch nimmt die alttestamentliche Geschichte vom Turmbau zu Babel, nur wer sie kennt, vermag sie darin gerade noch zu entdecken. Er verknüpft sie mit Erlebnissen seiner Kindheit, nicht gerade den besten. Und er dreht sie ein wenig. Einen Turm in den Himmel zu bauen ist nichts Verwerfliches mehr. Es wird zum Traum von Kindern, die einer Welt überdrüssig sind, die nur noch die Realitäten und deren Konsequenzen kennt, die von den Mächtigen als völlig unausweichlich interpretiert werden. Sie wollen aus einer Welt ausbrechen, die kein Spiel um Fruchtjoghurt mehr mitspielt, die keine Geheimnisse mehr kennt,

keine Träume, deren Umsetzungschancen für sie irrelevant sind, keine Tränen, weder die des Abschieds, der Trauer noch die der Freude. Realitätsfanatiker brauchen keine Gefühle und können Unberechenbares nicht ertragen. Eine sauber berechnete schwarze Zukunft gibt ihnen mehr Sicherheit als der Trost des noch unscharfen Lichts am Ende des finsternen Tals.

Wovon träumt eigentlich unsere Kirche (noch)? Von Bedeutungslosigkeit, vom finanziellen Desaster, vom Mitgliederschwund? Aber man soll ja nicht nur die negativen Dinge nennen. Vielleicht von neuen hellen Kirchenämtern, verschlankt wie ein Model, dem alle freiwillig nachhungen bis in die Gemeinden, von durchstrukturierten Hierarchien, denen zu folgen ist, weil sie machtvoll genug und zugleich kaum durchschaubar sind, von vollen Kirchen, weil Gottesdienste mit weniger als zehn Besuchern einfach nicht mehr stattfinden, von Einigkeit, weil unkontrollierbare Parallelstrukturen als die Macht in Frage stellend empfunden werden? Was war es eigentlich, was uns in den letzten Jahren zusammengeführt hat zu unzähligen Sitzungen, waren es Träume von Türmen bis in den Himmel hoch oder die Angst vor ausgebeuteten Kohlegruben?

Was treibt uns, unseren Beruf auszuüben? Bei der groß angelegten Evaluation zu den Mitarbeitendenjahresgesprächen wurde in Halle im Vorbereitungskreis überlegt, welche Abschlussfragen gestellt werden sollten. Da gab es Vorschläge: „Kennen Sie die Ziele ihrer Organisation? Identifizieren Sie sich mit diesen Zielen?“ Ich habe mich zu Wort gemeldet und gesagt: „Ich finde, dass diese Fragen für Pfarrer unpassend sind, weil das Ziel dieser Organisation doch wohl eindeutig wäre, so viele der Seelen wie nur möglich durch die Taufe in den Himmel zu bringen. Wer dieses Ziel nicht kennt und sich nicht damit identifiziert, kann als Pfarrer nicht arbeiten.“ Ich ertete allgemeines Gelächter wie für einen guten Witz, nur dass es keiner sein sollte. Mein Vorschlag, besser zu fragen: „Haben Sie den Eindruck, dass die Organisation tatsächlich dem Erreichen dieses Ziels dient?“ wurde abgelehnt. Das Ergebnis sei nicht kalkulierbar.

Mir ist deutlich geworden, dass es zwar Organisationsprobleme in unserer Kirche geben mag, aber es vor allem am schlichten Glauben fehlt. Dies wird, so fürchte ich, in den Gemeinden viel eher und folgenschwerer wahrge-

nommen als aller Mangel an Führungs- und Managementqualitäten. Hier gilt es, bis zum 31. 10. 2017 die Erkenntnisse der Reformation gründlich zurückzugewinnen. Unter diesem Blickwinkel dürfte manche PR-wirksame Aktion der sogenannten Lutherdekade als äußerst fraglich angesehen werden.

Was treibt uns und worauf setzen wir im Innersten unsere Hoffnung? Bleibt das in unserm Handeln erkennbar? Auch als Pfarrverein haben wir uns zu diesen Fragen zu Wort zu melden. Die Geschichte vom reichen Kornbauern, das Evangelium des Erntedanktages möge uns die Richtung weisen.

2. Verein und Vorstand

An den Mitgliederzahlen hat sich wenig geändert. Es gab 5 Austritte, 5 Heimgerufene und 9 Aufnahmen. Es zeigt uns, dass unser Verein eine Gemeinschaft ist, deren Zusammenhalt und Hilfe geschätzt wird. Der neu gewählte Vorstand hat nun ein Jahr zusammengearbeitet. Bei der Beantragung und Vergabe der Beihilfen hat Pastorin Ostritz einige Veränderungen angeregt und neue Formulare erarbeitet, die im Internet aufgerufen werden können. Pfarrer Dr. Schurig muss leider nach einem Jahr die Tätigkeit als Schatzmeister bereits wieder abgeben, denn er verlässt unsere Landeskirche in Richtung Sachsen. So sollten wir heute einen neuen Schatzmeister bestimmen. Das muss in diesem Fall nicht die Mitgliederversammlung tun, wir halten diese Legitimation aber für sinnvoll. Pfarrer i.R. Möller hat nach vielen Jahren segensreichen Wirkens für die Ruheständler aus gesundheitlichen Gründen darum gebeten, ihn zu entlasten. Hier müssen wir schweren Herzens nach einer Lösung suchen.

Im kommenden Jahr wird es auch im Vorstand des Verbandes der Pfarrvereine Veränderungen geben. Ein erheblicher Teil der jetzigen Vorstandsmitglieder wird zur Wahl nicht wieder kandidieren. Die südlichen Vereine Ostdeutschlands, also Sachsen, KPS und Thüringen sind gebeten, sich auf einen Kandidaten zu einigen. Bisher kamen das Vorstandsmitglied und der Stellvertreter aus Sachsen bzw. der KPS. Nun wird die Reihe wieder einmal an uns sein.

Im März hat es ein Gespräch mit der neuen Landesbischöfin in Eisenach gegeben. Wir haben die wichtigen Themen angesprochen, die die Pfarrerschaft betreffen: Fragen der Belas-

tung und des inneren Umgangs mit zurückgehenden Mitgliederzahlen, Fragen des Gottesdienstes und der Konfirmandenarbeit. Im Anschluss konnte das Gespräch mit den beiden Vorsitzenden des GAW-Thüringen sogleich fortgesetzt werden. Pfr. Burmeister trug die Bitte um Unterstützung für das GAW, insbesondere seiner Eigenständigkeit und der Wiederaufnahme in den Kollektenplan vor.

3. Zusammenführung der Pfarrvereine

In zwei gemeinsamen Vorstandssitzungen haben wir die Frage einer Vereinigung der beiden Pfarrvereine vertrauensvoll besprechen können. Zwei Vereine auf dem Gebiet einer Kirche schienen zunehmend Schwierigkeiten zu bereiten, weil die Leistungen unterschiedlich gestaltet sind und beim Vergleich Benachteiligungen erkennbar wurden, die sich für manchen in schwierigen rechtlichen Situationen auch negativ auswirkten. Auch seitens des Verbandes der Pfarrvereine wurde auf ein Zusammengehen gedrängt.

In der ersten Sitzung haben wir uns vor allem mit den Unterschieden und den Wegen zum Ausgleich befasst. Im August dann wurde in kleiner Runde, gewissermaßen 2+2, der Rahmen für eine gemeinsame Satzung abgesteckt. Weil unsere Satzung bereits kürzlich überarbeitet worden war und so die Gegebenheiten der fusionierten Kirche berücksichtigte, wird sie in wesentlichen Teilen die Grundlage bilden. Für uns wird neu sein, dass es im Vorstand zukünftig einen Schriftführer geben wird, eine sehr zu begrüßende Entscheidung. Noch nicht so richtig einigen konnten wir uns auf den Namen, was aber nicht wundert, weil auch der Name unserer Kirche kein allseits beliebter ist, es aber unumgänglich scheint, diesen zu berücksichtigen. Falls niemand eine bessere Idee hat, kommt „Pfarrverein in der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland“ in Frage. Alternativen dazu waren „Pfarrverein der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland“, was aber in rechtlicher Hinsicht bedenklich ist, oder „Mitteldeutscher Pfarrverein“ was Probleme bezüglich nicht zugehöriger Territorien aufwirft. Ergänzt werden muss noch ein Haftungsausschluss für den Vorstand.

Ohne viel Mühe ist es uns gelungen, ein gemeinsames Leistungsverzeichnis zu entwerfen. Zusätzlich zu unseren bisherigen Leistungen wird es eine Talarbeihilfe geben und ein Ranzengeld für die Schulanfänger. Für die Mitglie-

der des Pfarrvereins auf KPS-Gebiet ist vor allem die Rechtsschutzversicherung neu und die Hilfen für die Berufsanfänger. Ein Diskussionspunkt war die Beitragshöhe. Weil mindestens an den bisherigen Leistungen festgehalten werden und es keine Unterschiede geben soll, wird sich der Beitrag für die Mitglieder des provinzsächsischen Pfarrvereins auf 1% erhöhen. Diesbezüglich gab es aber schon auf deren letzter Mitgliederversammlung Zustimmung.

Zur Partnerschaft mit der Slowakei soll zukünftig eine solche nach Polen hinzukommen, für die dann auch Mittel bereitgestellt werden können.

Als Termin für die Vereinigung wurde eine gemeinsame Mitgliederversammlung beider Vereine mit Wahl des Vorstandes im Herbst des kommenden Jahres in Erwägung gezogen.

4. Ferienhäuser

An den Zoppotener Häusern wird weiter gearbeitet, längst können nicht mehr alle Buchungswünsche berücksichtigt werden. Familie Beck aus Weimar hat die Sanierung eines der Doppelhäuser weit vorangetrieben. Nun sollen die Innenarbeiten und die Gestaltung des Umfeldes mit Hilfe von Firmen abgeschlossen werden, damit dieses Haus im kommenden Jahr wieder vermietet werden kann. Wir freuen uns über die gelungene Umsetzung der Idee, es so zu bauen, dass es für eine größere Familie geeignet ist. Das letzte Zoppotener Haus werden wir in absehbarer Zeit ebenfalls nach diesem Vorbild renovieren. Für die Heizung haben wir inzwischen eine annähernd wartungsfreie preiswertere Variante gefunden, die in allen Häusern eingebaut werden sollte. Nicht so romantisch aber praktikabel erschienen uns Klimasplitgeräte, vom Prinzip her Wärmepumpen, die nur mit einem Kühlmittel, nicht aber mit wassergefüllten Leitungen arbeiten, also frostsicher sind.

Darüber hinaus taten sich für uns neue Perspektiven auf. Seitens des Verbandes der Pfarrvereine wurde vor einem Jahr in Erwägung gezogen, die Ferienanlage an der Ostsee in Lubmin abzustoßen, gegebenenfalls zu verkaufen. Dies fand nicht die Zustimmung insbesondere des Sächsischen und des Thüringer Pfarrvereins. Beide Vereine haben geprüft, ob sie die Anlage übernehmen können, zumal dies kostenfrei einschließlich einer erheblichen Investitionsrücklage geschehen sollte. Der Säch-

sische Pfarrverein hat sich auf Grund mangelnder Erfahrung mit dem Betrieb von Ferienhäusern gegen die Übernahme entschieden. Der Vorstand des Thüringer Pfarrvereins meinte, die Anlage übernehmen zu können, weil wir für notwendige Bauarbeiten genügend Rücklagen haben und Frau Tomschke-März bereit ist, sich um die Vergabe zu kümmern. Nun muss lediglich vom Verband die günstigste rechtliche und finanzielle Möglichkeit der Übertragung gefunden werden, möglichst von 2011 an. Die Anlage an der Ostsee ist in der Saison völlig ausgelastet. Wir hoffen mit einer gemeinsamen Werbung auch besser auf die Ferienmöglichkeiten an der Bleilochtalesperre hinweisen zu können. Michael Thurm und ich haben die Anlage in Lubmin in Augenschein genommen, um notwendige Investitionen einschätzen zu können. Auch eine Erweiterung um zwei Stellplätze für Wohnwagen bietet sich dort an.

5. Die Tätigkeit der Pfarrervertretung

In den beiden bisherigen Landeskirchen gab es unterschiedliche Modelle der Pfarrervertretungen. Das Thüringer Modell konnte aufgrund des großen Unterschiedes im Organisationsgrad beider Vereine nicht übertragen werden. Das wurde schnell deutlich. Beide Pfarrervertretungen haben am Entwurf eines neuen Pfarrvertretungsgesetzes mitgewirkt und meinten, einen solchen zur allgemeinen Zufriedenheit erarbeitet zu haben, wenngleich nicht alle Wünsche berücksichtigt werden konnten. Überrascht hat uns dann aber eine Passage in dem Entwurf, der uns von der Kirchenleitung zur Stellungnahme vorgelegt wurde. Ohne jeden Austausch dazu wurde ein Satz eingefügt, der Personen von der Wählbarkeit ausschließt, die im Vorstand eines Pfarrvereins mitarbeiten. Damit wäre die gesamte bisherige Thüringer Pfarrervertretung von der Wahl ausgenommen gewesen. Eine Wertung erspare ich mir an dieser Stelle. Mit Hilfe von Rechtsanwalt Werner Siebert aus Hannover haben wir nachweisen können, dass dieser Versuch dem Grundgesetz widerspricht, weil nach Art. 9 desselben die Koalitionsfreiheit gewährleistet sein muss, also niemand dafür, dass er sich in einer Interessenvertretung betätigt, benachteiligt werden darf. Auch kann sich die Kirche nicht auf die Weimarer Verfassung berufen, die erlaubt, dass die Kirchen ihre inneren Angelegenheiten selbst re-

geln, weil der Thüringer Pfarrverein ein registrierter Verein ist, also außerhalb und unabhängig von der Kirche arbeitet. So verschwand der Passus wieder aus der Gesetzesvorlage. Ungeklärt ist aber noch, wer die Kosten für das Rechtsgutachten zu tragen hat. Die Kirchenleitung meint, wer bestellt, muss zahlen – also wir. Ich meine, der Verursacher (wie bei jedem fahrlässig herbeigeführten Unfall) muss zahlen, folglich der, der das Gutachten notwendig machte – also die Kirche. Hier muss die Auseinandersetzung noch zum Abschluss geführt werden, für uns mehr aus prinzipiellen denn aus finanziellen Gründen.

Die Wahl der neuen Pfarrvertretung ist inzwischen vorangekommen, alle Vertreter stehen fest. Der Thüringer Verein ist immerhin mit vier der neun Vertreter gut aufgestellt. In der konstituierenden Sitzung Anfang November sind lediglich der Vorsitzende und sein Stellvertreter noch zu bestimmen.

Mindestens für den Thüringer Teil der Landeskirche haben wir bisher die Aufgabe der Pfarrervertretung wahrgenommen, bekamen aber zunehmend Anfragen aus dem bisherigen KPS-Gebiet. Der Bedarf an Beratung zu dienstrechtlichen Fragen ist ungebrochen, jetzt auch verstärkt zu Dienstwohnungsfragen auf Grund der neuen gesetzlichen Regelungen. Bedauerlich ist, dass wir uns mit einem u.E. missbräuchlichen Umgang im Zusammenhang mit der Einsparung von Pfarrstellen zu befassen hatten. Unter Missachtung der Fürsorgepflicht soll eine besetzte Pfarrstelle aufgehoben und einer unbesetzten angegliedert werden. Dies führt zwangsläufig für den Amtsinhaber zum Verlust der Stelle, was im umgekehrten Fall nicht passieren würde und in demselben Kirchenkreis zur selben Zeit viermal praktiziert wird. Dabei legt sich der Verdacht nahe, es gehe tatsächlich darum, den Amtsinhaber aus seiner Stelle zu vertreiben. Hier macht sich eine rechtliche Prüfung erforderlich, wobei der Weg zum Verwaltungsgericht von uns nicht ausgeschlossen wird.

Zumindest einen personellen Zusammenhang gibt es dabei mit dem Gustav-Adolf-Werk. Auch hat sich der Vereinsvorstand mit den rechtlichen Fragen zu befassen gehabt. Auf die Thüringer Hauptgruppe wurde besonders seit März erheblicher Druck ausgeübt, mit der anderen zu fusionieren. Praktische Gründe, die dies nahe legen, gibt es allerdings nicht. Der Weigerung des Vorstandes folgte

die Androhung der Auflösung unserer GAW-Hauptgruppe durch die Kirchenleitung. Hier allerdings hat die Leitung ihre Kompetenzen über- und die bestehende Rechtslage völlig falsch eingeschätzt. Das GAW kann sich nur während einer Mitgliederversammlung selbst auflösen. Es ist der Kirchenleitung nicht unterstellt, sondern arbeitet völlig selbständig. Dies hinreichend deutlich zu machen, scheint indes gelungen zu sein. Nur bleibt die Frage offen, ob dies mit der Anerkennung der weiteren Existenz der Thüringer Hauptgruppe einhergeht. Hierzu gehört für mich u.a., dass das GAW der Ev.-Luth. Kirche in Thüringen nach zwei Jahren wieder gleichberechtigt in den Kollektenplan aufzunehmen ist.

Dem Vertrauenspfarrer Kersten Borrmann aus Bad-Klosterlausnitz ist zu danken, dass bezüglich der Kostenübernahme bei Klausurkonventen eine Klärung erfolgte. In zahlreichen Konventen wurden die Kosten zu erheblichen Teilen den Teilnehmern auferlegt, obwohl es sich um angeordnete Dienste handelte. Nun ist geklärt, dass die Kosten von der die Reise anordnenden Stelle zu tragen sind. Wir freuen uns über den Erfolg seiner Bemühungen und über seine Wahl in die Pfarrvertretung. So haben wir Grund zur Hoffnung auf Kontinuität in der Gesamtpfarrervertretung der VELKD.

6. Kontakte zu den Partnervereinen

Die Kontakte werden weiter mit Freude gepflegt. Im April tagte wieder der Verteileraussschuss in Bratislava. Zu Beginn gedachten wir der verstorbenen Mitglieder Radislav Cingel vom Slowakischen Pfarrverein, der uns zur letzten Mitgliederversammlung besucht hatte, und Petra Roller vom Württembergischen Pfarrverein, mit der wir über viele Jahre gut zusammengearbeitet hatten. In großer Ruhe und Einigkeit konnten die württembergischen und unsere Mittel (10:1) für die Kinder, die Pfarrhäuser, den Ruhestandswohnungsfonds und den Autofonds ohne Kürzungen gegenüber den Vorjahren vergeben werden. Der Autofonds wurde von unserer Seite mit zusätzlichen Mitteln von rund 40.000 € für 2009 und 2010 wieder gesondert bedacht. Das machte sich notwendig, weil durch die Abwrackprämie, die es auch in der Slowakei gab, und einen starken Vikarsjahrgang die Wartezeit über ein Jahr betrug. Bei einer kleinen Rundreise konnten wir uns überzeugen, wie gut die Hilfsmittel angelegt waren.

Gewürdigt wurde sowohl vom Generalbischof und den Distriktbischofen als auch vom Vereinsvorstand die Festschreibung der Partnerschaft zur Slowakei in unserer neuen Satzung.

Anfang Juli waren wir zum Kirchentag nach Zilina eingeladen. Es wurde das 400jährige Jubiläum der Synode begangen, die die Übernahme der Reformation mit den nötigen rechtlichen Bestimmungen beschlossen hatte. Wir nahmen an der Eröffnung einer Ausstellung teil, die zeigte, wie viele Kirchen nach der Wende neu erbaut wurden. Eine große Freude war für unsere slowakischen Schwestern und Brüder, dass in zeitlicher Nähe die Originaldokumente der Synode wieder aufgefunden wurden, die bisher nur in Abschriften vorlagen. Mit den Christen in der Slowakei haben wir uns gefreut, welche öffentliche Würdigung dieses Ereignis fand. Dazu gehörte ein Empfang beim Oberbürgermeister von Zilina, die Direktübertragung des Hauptgottesdienstes im slowakischen Fernsehen und der Festakt mit dem Staatspräsidenten. Dass ich zum auf den Festakt folgenden Abendessen mit dem Staatspräsidenten eingeladen war, machte mir deutlich, welchen Stellenwert die Partnerschaft zu unserem Verein in der Slowakei genießt. Wir haben in diesen Tagen eine kleine, finanziell gering ausgestattete und doch fröhliche, glaubenstarke lutherische Kirche erleben dürfen.

Gern beende ich den Vorstandsbericht mit den Erinnerungen an die Slowakeireise. Mögen unsere Träume zwar nicht immer wie ein Turm bis hoch in den Himmel reichen, so wie bei den Kindern, doch brauchen wir auch nicht die Zuversicht in Gottes Gegenwart fallen zu lassen, hält er doch alles in der Hand. Und ein wenig mehr kindlicher Glaube, das Vertrauen der Kleinen täte uns schon gut. Vielleicht träumen wir ja doch wieder einmal.

Wenn der HERR die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden.

Dann wird unser Mund voll Lachens und unsre Zunge voll Rühmens sein. Dann wird man sagen unter den Heiden: Der HERR hat Großes an ihnen getan!

Der HERR hat Großes an uns getan; des sind wir fröhlich. Ps 126,1-3

Martin Michaelis

52 Pfarrerinnen und Pfarrer der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck begehen Ordinationsjubiläum

Bad Hersfeld. Am Freitag, dem 1. Oktober 2010 fand das diesjährige Ordinationsjubiläum in der Stadtkirche Bad Hersfeld statt. Seit vielen Jahren veranstaltet der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V. gemeinsam mit der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck die Feier des Jubiläums der Ordination (Einsetzung in das Pfarramt). Erstmals hielt die neue Prälatin der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, Marita Natt, bei diesem Anlass die Predigt in dem festlichen Abendmahlgottesdienst.

Der Vorsitzende des Pfarrvereins Kurhessen-Waldeck, Dekan i.R. Lothar Grigat, (Baunatal), begrüßte 52 Pfarrerinnen und Pfarrer zum 25., 40. und 50. Jubiläum der Ordination. Ein Jubilar konnte sogar sein 60. Jubiläum begehen! Viele der Jubilarinnen und Jubilare stehen im aktiven Dienst. Von den Ruheständlerinnen und Ruheständlern sind viele auch im Ruhestand noch dienstlich aktiv. Nach dem Gottesdienst fand ein festliches Abendessen im Hotel „Zum Stern“ statt. Im Anschluss daran erhielten die Jubilarinnen und Jubilare eine Urkunde durch Dekan i.R. Lothar Grigat und Prälatin Natt hielt die Festansprache.

Die teilnehmenden Pfarrerinnen und Pfarrer:

60 Jahre

Pfr. i.R. Wischnath, Hans-Hermann,
Gundhelm/Schlüchtern

50 Jahre

Pfr. i.R. Kilian, Karl-Heinz, Bebra
Pfr. i.R. Köster, Wolfgang, Frankenberg
Pfr. i.R. Nobiling, Jörg,
Meerholz-Hailer/Gelnhausen

40 Jahre

Pfr. i.R. Althaus, Hans-Horst, Cappel
Pfr. i.R. Bischoff, Martin, Hülsa/Homberg
Pfr. i.R. Bock, Karl-Martin, Lohne/Fritzlar
Dekan i.R. Dellit, Gottlieb,
Ziegenhain/Schwalmstadt
Pfr. i.R. Dickmann, Friedrich,
Marburg-Universitätskirche
Pfr. i.R. Dobschütz, Helmut von,
Röllshausen/Ziegenhain
Pfr. i.R. Eisenberg, Fried,
Klinikpfarrer Gelnhausen
Pfr. i.R. Dr. Eitz, Andreas,
Studienleiter PTI Hanau
Pfr. i.R. Fink, Reinhard, Borken
Pfr. i.R. Fischer, Ernst; Willingen
Pfr. i.R. Kreis, Ernst; Schulpfarrer Rotenburg /F.
Pfr. i.R. Schott, Wolfgang; Geismar/Fritzlar
Pfr. i.R. Simon, Eckhard; Schmalkalden
Pfr. i.R. Schuchhardt, Ingeborg;
Obergude/Rotenburg/F.
Pfr. i.R. Skora, Frank,
Klinikpfarrer Bad Zwesten
Pfr. i.R. Well, Konrad, Hanau-Kesselstadt
Pfr. i.R. Wiesenbach, Hans-Jürgen, Vellmar



25 Jahre

Pfr. Balzer, Karl-Günter, Marburg-Lukaskirche
Pfr. Balzer-Pickard, Friedhelm,
Schulpfarrer Eschwege
Pfr. Becker, Martin, Kassel-Wilhelmshöhe
Pfr. Bennefeld, Wolfgang, Vellmar
Pfr. Berger, Andreas,
zuletzt Pfarrer im Ehrenamt
Pfr. Daume, Heinz-Wilhelm, Großkrotzenburg
Dekan Dr. Gerlach, Gernot, Wolfhagen
Pfrin. Grundmann, Gisela, Usseln/Willingen
Pfr. Hahn, Gerhard, Witzenhausen
Handschuh, Brigitte,
Stadtdekanin Heinrich, Barbara, Kassel
Pfrin. Heppe-Knoche, Gabriele,
Evangelisches Forum Kassel
Pfrin. Hocke, Iris, Waldkappel/Eschwege
Pfr. Hohmeister, Werner,
Niederwerbe-Basdorf/Waldeck
Pfr. Kaltschnee, Günter, Bad Orb/Gelnhausen
Pfr. Kilian, Lothar, zuletzt Kassel-Erlöserkirche
Pfrin. Laakmann, Ulrike,
Predigerseminar Hofgeismar

Pfr. Laukel, Bernd, Diakoniefarrer Hanau
Pfr. Leidorf, Gerhard, Kassel-Landeskirchenamt
Pfrin. i.R. Leischow, Christine, Helsa-Wickenrode
Pfr. Meißner, Matthias, Kassel-Friedenskirche
Pfr. Natt, Reinhard,
Oberpfarrer Bundespolizei, Fuldata
Pfr. Nickel, Thomas, Ronshausen/Rotenburg/F.
Oberlandeskirchenrat Prof. Dr. Richebächer,
Wilhelm, Kassel-Landeskirchenamt
Pfrin. Richter-Schröder, Jutta, Kassel-Welheiden
Pfr. Stabernack, Birgfried, Kassel-Hoffnungskirchengemeinde und Schulpfarrer
Wolfhagen/Hofgeismar
Pfrin. Störmer-Schuppner, Amrei,
zuletzt Studentenfarrerinnen Fulda
Dekanin Strohriegel, Gisela, Rotenburg,/F.
Pfr. i.R. Weber, Walter,
Klinikpfarrer Klinikum Schwalmstadt
Pfr. Wendland, Volker,
Brachtal-Spielberg/Gelnhausen
Pfrin. Wöllenstein, Andrea,
Frauenarbeit Sprengel Waldeck-Marburg

Mitgliederversammlung am 16. Februar 2011

Der Vorstand des Pfarrerinnen- und Pfarrervereins in Hessen und Nassau e.V. lädt ein zur diesjährigen Mitgliederversammlung am 16. Februar 2011, 14 Uhr, nach **Frankfurt/Main, in das Dominikanerkloster (Spener-Haus/Pavillon) Kurt-Schumacher-Str. 23. Tel: 2165-1411**

Tagesordnung:

- 1.) Begrüßung und Feststellung der Beschlussfähigkeit
- 2.) Geistliches Wort und Totengedenken
- 3.) Bericht des Vorsitzenden
- 4.) Vortrag zu dem Thema:
Eine Institution des Vertrauens: Der Rat der Religionen in Frankfurt/Main
Referentin: Frau Ilona Klemens, Pfarrerin für interreligiösen Dialog
- 5.) Bericht des Schatzmeisters
- 6.) Bericht des Vorsitzenden des Verwaltungsrates für soziale Einrichtungen (Solidarfonds)
- 7.) Entlastung des Vorstandes und des Verwaltungsrates für das Rechnungsjahr 2010
- 8.) Haushaltsplan
- 9.) Satzungsänderungen der § 4, § 6 und § 7 des Solidarfonds des Pfarrerinnen- u. Pfarrervereins
- 10.) Wahlen:
 - a.) Vorsitzende/r
 - b.) Stellvertreter/in für die Propstei Starkenburg
 - c.) Vertreter/in für die Propstei Starkenburg
 - d.) Stellvertreter/in für die Propstei Rhein-Main
 - e.) Vertreter/in für die Propstei Nord-Nassau
 - f.) Stellvertreter/in für die Propstei Nord-Nassau
 - g.) Vertreter/in für die Ruheständler/innen
 - h.) Stellvertreter/in für die Propstei Süd-Nassau
- 11.) Verschiedenes

gez. Martin Zentgraf

Vorarbeiten der Pfarrvertretungen von Erfolg gekrönt

Andreas Dreyer

Der Vorsitzende des Hannoverschen Pfarrvereins (HPV), Andreas Dreyer, berichtet als Beobachter der Tagung in Hannover im folgenden von der Beschlussfassung der letzten EKD-Synode im Blick auf die wichtige Entscheidung zum EKD-Pfarrerdienstgesetz. Dazu hatte auch der Vorsitzende des kurhessischen Vereins in seinem letzten Jahresbericht (s. HPB 3/2010) ausführlich Position bezogen.

Hannover (ad) Und am Ende ging alles unerwartet schnell: in gut zwanzig Minuten war am 11. November, dem letzten Tag der EKD-Synode derjenige TO-Punkt, der die 2. und 3. Beratung sowie die Beschlussfassung über ein einheitliches Pfarrerdienstgesetz für die ganze EKD, abgehakt. Dieses löst – allerdings erst nach der jeweiligen Ratifizierung durch die einzelnen Landeskirchen – immerhin elf verschiedene Pfarr(dienst)gesetze, die innerhalb der 22 EKD-Landeskirchen gelten, ab. Die Vereinheitlichung des Dienstrechts war auch vom HPV wie vom Verband grundsätzlich begrüßt worden, weil dadurch der Wechsel von einer Landeskirche zur anderen für Pastoren vereinfacht werde. – Offensichtlich also waren die langen und teilweise zähen Vorarbeiten und Diskussionen, an denen sich auch der Pfarrverband als offizielle Vertretung der Pfarrerschaft beteiligt hatte, nun von Erfolg gekrönt. Das Thema ‚Amtszeitbegrenzung‘ (in einer Gemeinde), das vom HPV wie auch vom Verband heftig kritisiert worden war, wurde aus dem Gesetz bewusst ausgeklammert. Es bleibt jedoch eine Öffnungsklausel, in der es den Landeskirchen ermöglicht wird, über eigenen Ergänzungsgesetze hierüber Regelungen zu treffen.

Eingebracht wurde der Gesetzentwurf von Rechtsausschuss-Vorsitzendem Gerhard Eckels (Braunschweig), der bei der Einbringung v. a. auf den § 39, der Ehe und Familie bzw. das Zusammenleben im Pfarrhaus regelt, einging, denn dieser sei in Rat und Rechtsausschuss lange und kontrovers diskutiert worden. Schlussendlich sei jedoch eine Formulierung gelungen, mit der alle Landeskirchen in ihrer Unterschiedlichkeit leben könnten; Eckels sprach von einem tragfähigen Kompromiss: Kriterien für das Zusammenleben im Pfarrhaus seien

auch fortan Verbindlichkeit, Verlässlichkeit und gegenseitige Verantwortung. Auch sei in der Frage der Partnerwahl (Konfessionszugehörigkeit des Ehepartners bzw. Lebensgefährten) bewusst keine Reglementierung vorgenommen worden. Eine Synodale aus den östlichen Landeskirchen meinte dennoch in der Formulierung wahlweise einen Taufzwang bzw. Zölibatszwang zu erkennen, dies wurde jedoch von Eckels verneint und sei im übrigen von den Landeskirchen auch nicht angestrebt.

Darüber hinaus wurde auf die Begründung zum Gesetz verwiesen, die zwar nicht Teil des Gesetzes selber sei, jedoch in strittigen Fragen stets zur Rechtsfindung beigezogen würde. Im weiteren Verlauf seiner Einbringung ging Eckels noch auf § 89 ein, in dem der Automatismus des Ausscheidens aus dem pfarramtlichen Dienst bei Verhängung einer (staatlichen) Freiheitsstrafe von über 1 Jahr festgehalten sei. Dieser sei jedoch in begründeten Einzelfällen, z.B. Gewissensentscheidungen, auch aufhebbar. Konkret bedeutet dies, dass die dienstaufsichtführende Stelle (i.d.R. das LKA) auch ein eigenes Disziplinarverfahren einleiten könne, das ein abweichendes Urteil fällen könne. Als Beispiel wurden Verfahren gegen Geistliche wegen Verstoßes gegen das Ausländergesetz bei Asylverfahren ins Feld geführt, wobei Eckels zugleich äußerte, er könne sich keine Strafzumessung eines staatlichen Gerichts gegen einen Geistlichen in dieser Höhe vorstellen. Das Gesetz wurde ohne Gegenstimmen und Enthaltungen angenommen. Es tritt nach der jeweiligen Ratifizierung durch eine landeskirchliche Synode in Kraft.

Andreas Dreyer, Hannover

Wichtige Information für unsere Mitglieder

Wir freuen uns, dass wir Dr. h.c. Joachim Gauck als Referenten für den Tag für Pfarrerinnen und Pfarrer am 15. Juni 2011 gewinnen konnten. Der Pfarrtag 2011 wird in der Aula des Markus-Krankenhauses in Frankfurt am Main stattfinden.

ZUR DISKUSSION GESTELLT

„Zölibat“ auch für uns?

Lothar Grigat

Momentaufnahmen:

- Deutscher Pfarrerinnen- und Pfarrertag in Rostock, Diskussion zum Thema Armut in Deutschland, ein Kollege am Mikrofon: „Was sollen wir denn noch alles machen müssen? Wäre es da nicht besser, auch wir evangelische Pfarrer hätten den Zölibat und so keine Verpflichtungen für unsere Familien?“
- In meiner Verabschiedungspredigt zum Beginn des Ruhestandes danke ich auch meiner Frau vor allem und meiner Familie für all die Unterstützung in den langen Jahren des Dienstes. In der Berichterstattung darüber in der Presse wird genau dies Moment als äußerst ungewöhnlich für einen Pfarrer notiert, weil es so sonst ja nie vorkomme.
- Einführung des katholischen Kollegen in meiner früheren Gemeinde; beim anschl. Gemeindefest kommt eine ältere Dame mit mir ins Gespräch über dies und jenes und schließlich auch übers Zölibat. Meint sie: „Na, eigentlich ist doch der Zölibat gar nicht so schlecht; da haben die Pfarrer wenigstens mehr Zeit für uns Gemeindeglieder und müssen sich nicht auch noch um ihre Kinder kümmern.“

Ich weiß noch zu gut, wie ich damals der Dame widersprochen habe. Aber wenn ich mir die Entwicklungen in unserem Berufsstand gerade in den letzten Jahren so anschau und vor allem weiß, was da noch alles an Strukturveränderungen in unseren Kirchen geplant ist, dann bin ich mir heute gar nicht mehr so sicher, ob ich mit der selben Vehemenz die Argumentation von damals wiederholen würde. Denn immerhin: wenn ich es recht beobachte und wenn der Vorsitzende unseres Verbands in seinem Vorstandsbericht in Rostock mit der Situationsbeschreibung recht hat, dann gibt es wahrlich genug Anlass, darüber nachzudenken, ob die Situation in unserem Berufsfeld Pfarrer und Pfarrerin überhaupt noch die Möglichkeiten eröffnet, der Verantwortung gegenüber einer Familie gerecht zu werden!

Also doch: Zölibat auch für uns? Ich frage so, weil die massiven Veränderungen in unseren Kirchen, die zur Zeit in Angriff genommen

werden oder in Zukunft noch kommen werden, im Blick auf unser Berufsbild eine solche Frage fast nahe legen. Aufgrund der prekären Finanzsituation auch unserer Landeskirche wie auch der allermeisten anderen in der EKD sowie den sich ändernden demografischen Gegebenheiten und den damit zusammenhängenden Stellenstreichungen, dem gravierenden Rückgang der Zahl der Theologiestudierenden und darum auch der Vikarinnen und Vikare sowie dem sich abzeichnenden Berufsende der sogenannten „starken“ Jahrgänge wird nur allzu deutlich, wie die vorhandene Arbeit durch immer weniger Kolleginnen und Kollegen getan werden muss. Und dabei hat doch sicherlich schon heute kaum jemand über zu wenig Arbeitsbelastung zu klagen, oder? Wir erleben es ja schon heute, wie das Thema „Burnout“ (unser vorletzter Pfarrtag!) zunimmt und nicht nur ältere Kollegen und Kolleginnen dem zunehmenden Druck und den steigenden Anforderungen nicht mehr gewachsen sind. Ein Zeichen dafür ist für mich auch die große Bereitschaft in der Kollegenschaft, die Gelegenheit zum vorzeitigen Ruhestand in Anspruch zu nehmen.

Ist das aber wirklich in Ordnung, dass wir als Kirche dies so akzeptieren und quasi als „normalen Schwund“ mit einem Hinweis auf andere Bereiche in unserer Gesellschaft, wo dies ähnlich sei, hinnehmen? Ich finde, dies nötigt uns vielmehr, über die künftige Struktur unserer Arbeit als Ganzes neu nachzudenken, insbesondere auch darüber, wie Pfarrerinnen und Pfarrer entsprechend ihrer qualifizierten Ausbildung im Interesse einer sinnvollen und effektiven Arbeit eingesetzt werden sollten. Und hieße das nicht, weg von der Position des „Alles –Machers“, der möglichst für alles die Verantwortung hat und sich in zeitlicher wie auch räumlicher „Ubiquität“ befindet, wo es dann egal ist, wann oder wie zwischen Tag und Nacht die Predigt geschrieben wird, wenn er oder sie doch wenigstens auf jeder Veranstaltung – gleich ob kirchlich oder kommunal – oder bei jedem Fest präsent ist. Und wo es auch gar nicht mehr von Interesse ist, ob und

wieviel Zeit da jemand mit Frau oder Mann und Kindern verbringen kann.

Also wenn es denn wirklich so ist, dass rückläufige Finanzen und weniger Berufsanfänger und veränderte Demografie Stellenstreichungen, räumliche Neuorganisation von Gemeinden, Zusammenlegung von Kirchenkreisen notwendig machen und wir also um größere Zuständigkeitsbereiche für Pfarrerinnen und Pfarrer nicht herum kommen, dann ist es allerdings allerhöchste Zeit auch darüber nachzudenken, wie wir kirchliche Arbeit auf *allen* Ebenen – aber dann eben auch auf der der Pfarrer und Pfarrerinnen! – anders organisieren können, so dass die Menschen, die bereit sind, die Arbeit zu machen, noch als Menschen im ganzen Sinn vorkommen und nicht nur einfach auf ihre Arbeitskraft reduziert werden.

Weniger könnte mehr sein! Das stelle ich als These in den Raum. Ein Kollege aus dem Verbandsvorstand, der jetzt in eine reformierte Gemeinde der Schweiz wechselt, hat uns zu unserem Erstaunen erzählt, wie seine zukünftige Arbeit aussehen soll und wer alles in seiner Gemeinde Verantwortung trägt. Im Grunde lässt sich seine Aufgabe reduzieren auf Gottesdienste, Seelsorge und Unterricht. Alles Weitere wird von der Gemeinde getragen. Weniger kann mehr sein!

Im Grunde brauchen wir endlich den Mut, auch offen darüber sprechen zu können, wo persönliche und strukturelle Belastungsgrenzen erreicht sind (ob die Jahresgespräche nicht dafür der Ort wären?) oder gar überschritten wurden, und auch den Mut, daran was zu än-

dern. Wir brauchten auch Mut, uns von Überflüssigem zu trennen und wieder ganz frei und offen darüber nachzudenken, was der Sinn mancher Tätigkeit und mancher Neuerung wohl ist. Wir müssen intensiver über Strukturen reden, die Jeder oder Jedem im Dienst in unserer Kirche (gleich ob Haupt- oder Neben- und Ehrenamtlichem) genügend Zeit und Raum lassen, um die Arbeit gut reflektieren und vorbereiten zu können, aber auch genug Zeit und Raum ist, um zu sich selbst zu kommen. Schließlich brauchen wir endlich den Mut, uns wieder dazu zu bekennen, dass nicht wir es sind, die Kirche bauen, sondern unser Herr Jesus Christus.

Was ich mir also wünsche, das ist eine offene, angstfreie und am Ende so ermutigende Debatte in unserer Landeskirche nicht nur über die Zukunft von Gebäuden und Gemeindegrenzen, sondern über das zentrale Thema: unsere tägliche Arbeit!

Ich denke, es ist klar: ich bin nach wie vor kein Verfechter des Zölibats! Und ich bin richtig froh, dass es seit Martin Luthers Zeiten bei uns keinen Zölibat mehr gibt. Doch wer der Meinung ist, angesichts der bevorstehenden Veränderungen gehe es mit einem einfachen "Weiter so!", der sollte es sich ernsthaft überlegen, ob angesichts dessen eine solche Lebensform nicht auch für Pfarrerinnen und Pfarrer unserer Kirche das eigentlich Richtige wäre.

*Lothar Grigat, Kasselweg 20,
34225 Baunatal*

DER MALER WILHELM STEINHAUSEN: VOM ROMANTIKER ZUM PREDIGER

Die Ausmalung der Lukaskirche in Frankfurt war eines seiner Hauptwerke

Robert Kirste

I Biographisches

Wilhelm Steinhausen, geb. 1846 in Sorau/Schlesien, wohnte von 1884 bis zu seinem Tode 1924 mit seiner Familie in der Frankfurter Wolfsgangstraße neben seinem Freund, dem Maler Hans Thoma. Heute beherbergt sein früheres Haus das Steinhausen-Archiv.

Die bibelbezogenen Bilder Steinhausens entfalten durch ihre Christusdarstellung ein

besonderes Fluidum. Ein Überblick über sein Gesamtwerk lässt erkennen, wie die Person des Erlösers mit steigendem Lebensalter des Malers stärker hervortritt. Steinhausen malt nicht nur einen historischen Menschen namens Jesus, sondern den, der das „Ur-Du“ des Menschen ist. (Begriff im Sinne Martin Bubers). Von ihm geht der Hlg. Geist aus, der den Betrachter in den Dialog hineinzieht, durch den er Person und Mensch wird. Besonders gilt dies

von seinem letzten und nach vielfacher Meinung bedeutendstem Hauptwerk, der Ausmalung der 1913 erbauten Lukaskirche in Frankfurt-Sachsenhausen mit großen, auf Leinwand gemalten Wandbildern, die in Stahlrahmen angebracht wurden. Diese Bilder fielen im zweiten Weltkrieg den Brandbomben zum Opfer und sind unwiederbringlich verloren. Die Gemeinde aber hielt die Erinnerung an Steinhausen wach und sammelte noch vorhandene Entwürfe und geschenkte Lithographien. Sie sind im Erdgeschoss des Gemeindezentrums ausgehängt und können dort besichtigt werden.

Begonnen hat Wilhelm Steinhausen seine Arbeit als Romantiker. Seine Vorbilder sind Ludwig Richter und Jean Paul (s. Gerhard Krügel in "Wilhelm Steinhausen – Göttliches und Menschliches" S. 1) Einen persönlichen Lehrmeister aber fand Wilhelm Steinhausen nicht – so erfahren wir es aus dieser Quelle.

Eine Zunft hat immer Schwierigkeiten mit jemandem, der nicht die Spuren desselben Anfanges und Lernens zeigt wie sie selbst. Etwas anders schildert Friedrich Hauss den Werdegang: „Er bezog 1864 die Akademie in Berlin. Die Lehrer waren Cornelius und Schadowschüler, die Studierenden waren Naturalisten.“ (s. Friedrich Hauss „Väter der Christenheit“ 5. Aufl. S. 699)

Es sind vor allem Landschafts- und Genrebilder im Sinne der Romantik, die ihn anfangs bekannt machen. Hier hat die Landschaft ihre eigene Offenbarungskraft. Sie verklärt und offenbart dann eine Harmonie, die jenseits der Realität ist. In volksliedhafter Direktheit hatte Eichendorff dieser Zeit einen dazu passenden Text vorgegeben: „Im Walde steht geschrieben ein stilles, ernstes Wort von rechtem Tun und Lieben und was der Menschen Hort.“ – „Wenn es beginnt zu Tagen, die Erde dampft und blinkt, die Vögel lustig schlagen, dass dir das Herz erklingt: Da mag es verwehen das trübe Erdenleid, da sollst du auferstehen in junger Herrlichkeit.“ (V2,V4 aus „O Täler weit, o Höhen“).

Aus dieser Zeit stammen auch Steinhausens Familien- und Kinderbilder. Ein Bild mit dem Titel: „Deutsche Weihnacht“. Auch Bilder zu Sagen, Märchen und antike Mythen sind hier zu finden.

II Stilwandlung

In der Ausmalung der Lukaskirche (1913–15) treten Natur, Landschaft und Volkstum als bisher eigenmächtige Medien zwischen Gott und Mensch zurück hinter dem Wesentlichen, nämlich dem Dialog des Menschen mit dem Christus, der Wort und Logos für ihn ist. Vielerorts wird deutlich, Steinhausen wendet sich direkt an den Betrachter bzw. den Gottesdienstbesucher.

Hier gewinnt Steinhausen vollständig seine bekannt gewordene Bibel- und Wortbezogenheit. Man kann jetzt die einzelnen Darstellungen einem bestimmten Bibelwort zuordnen. Es gibt auch Zusammenfassungen mehrerer Bibeltexte unter einem übergeordneten Thema, wie unten am Beispiel der Emmausjünger gezeigt. Hier liegt dann stärker noch als Textbezogenheit eine Verkündigung des eigenen Glaubens vor, der den redenden Gott durch den Text erkennt.

Diese Arbeit für eine Kirche zusammen mit eigenen Studien und Gesprächen z.B. mit den Pfarrern Dr. Busch und Collischonn bewirken eine Mittlerstellung zwischen dem objektiv gegebenen Text und dem eigenen Glauben, der auch seine Subjektivität hat. Jedenfalls wird es ganz deutlich: Der Mensch lebt vom Wort, das aus dem Munde Gottes kommt, nicht aber vom Rauschen und Wehen des Waldes und vom Glanz der Frühlingssonne – so schön diese auch sein mögen. Die Begegnung mit Gott und die Darstellung des Textes werden dabei immer stärker in der Körpersprache und im Gesichtsausdruck der beteiligten Personen deutlich. Steinhausen vermeidet es, den direkten Blick zu malen, der schnell suggestiv und befehlend wirken könnte. Die Annahme des Erlösers als persönliches Gegenüber kann nur freiwillig und aus einer Wesenserkenntnis erfolgen. Diese Vermeidung des direkten Blickes haben Steinhausenbilder mit Ikonen gemeinsam.

In der Beziehung zur Natur wird jetzt die richtige Reihenfolge hergestellt: Die Natur ist nicht verantwortlich für den Menschen, sondern umgekehrt: Der Mensch ist verantwortlich für die Natur. Das gilt auch für das eigene Psychophysikum (Begriff von Viktor E. Frankl). Erst durch die Mitarbeit des Menschen, der gestaltend und bewahrend eingreift, wird Natur zur Schöpfung. – Unsere Zeit wird daran erinnert, dass Gott, der den Menschen aufsucht

und ihm den Weg weist, nicht ein Produkt menschlichen Denkens ist, sondern dass Denk- und Vorstellungsvermögen von der praeexistenten Wahrheit Gottes genutzt werden, um hier präsent zu sein. – Sofern in der Lukaskirche Landschaften zu sehen waren, handelte es sich um Spiegel der Geschehnisse in ihrer Gefühlsseite, nicht um materiell existierende Orte und Gegenden.

Wie sich der Offenbarungsbegriff Steinhausens gewandelt hat, soll an einem Beispiel gezeigt werden. Als Motiv erscheinen mehrfach die „Jünger auf dem Weg“ in Bildern und Entwürfen. Es handelt sich dabei um den Weg zum auferstandenen Christus, wie er Luk 24,1-15 in der Geschichte der Emmausjünger geschildert wird. Verglichen wird in Folgendem eine Lithographie aus dem Jahre 1902 mit demselben Motiv, wie es 1913 in der Ausmalung der Lukaskirche zu sehen ist:

der Helligkeit und Weite und in der Höhe des Standortes. Wie oft geschildert, erhebt die Natur den Menschen über den Alltag und lässt ihn ein höheres Sein erahnen. Die beiden Jünger aber zeigen in ihrer gedrückten Haltung und in den kummervollen Gesichtern den Menschen, der unter der niederdrückenden Wucht des nur Diesseitigen von Abstumpfung bedroht ist und der den Zugang zum Göttlichen noch nicht wieder gewonnen hat. Jesus zeigt als Lehrender den Zugang zur Auferstehung. Er ist hier der Schlüssel zur Landschaft, zu einer Natur, die mit der Schöpfung gleichgesetzt wird und hauptsächlich Auferstehung vermittelt. Nach dieser Weltanschauung liegt ja der Natur und dem Evangelium dieselbe Logik Gottes zugrunde. Das Siegesfähnchen ist der Zeigestock, der auf das sich erneuernde Sein hinweist. Die räumliche Distanz, die zu Jesus besteht, soll den Betrachter zu dem Gedan-



Abb 1: Die Jünger auf dem Weg nach Emmaus. Lithographie 1902

Die Abb.1 zeigt diese Szene, wie sie im Jahr 1902 in einer Lithographie (Din A4 Format) dargestellt war (verkleinert kopiert aus Volker Mahnkopp „Emmaus“). Die Landschaft dominiert. Sie zeigt eine Gegend nahe der Burg Schöneck. Mit dieser „typisch deutschen“ Landschaft soll das Geschehen dem Betrachter nahe gebracht werden. Auferstehung liegt in

ken inspirieren, noch in „Winters-Leid“ zu stecken, obwohl er schon eingebettet ist in neuem Leben. Hier hat die Romantik Übergänge zur Mystik: Meister Eckehard: „Wenn du nicht Gott nahe sein kannst, so fasse doch den Gedanken, dass Gott nahe bei dir ist.“ Ein gedanklicher Schritt ist nur noch zu machen, um teilzuhaben am erneuerten Sein.

Anscheinend nimmt heutzutage die einst so starke Vorstellung von Gott in der Natur ab, weil das Chaotische und das Grausame in ihr erkannt und bekannt wurde. Sie bietet nur, was das irdische Leben braucht: Frische Luft! Ewiges Leben und bleibende Heimat bietet sie nicht.

In metaphorischem Sinne sind freilich Naturanknüpfungen nach wie vor unaufgebar. – Auch hat Steinhausen von Anfang an mehr gezeigt als Naturreligion, denn das Kreuz war in seinen religiösen Bildern immer dabei. Genau so wie es in der volkstümlichen Religion nicht vergessen wurde.



Abb 2: Die Jünger auf dem Weg nach Emmaus – Ausmalung der Lukaskirche 1913

Abb. 2: Im Jahr 1913 wurde dieses Bild für die Südwand gemalt, wie auch die anderen fünf großen farbigen Wandbilder in Öl auf Leinwand im Format von ca. 2,5m x 3,75 m. Von der ganzen Ausmalung der Kirche sind nur schwarz-weiß Fotos vorhanden. Die beiden Jünger sind zweifellos dieselben wie auf Abb 1. Hier aber dominieren die Personen. Die

Landschaft bleibt Hintergrund. Durch größere räumliche Nähe zu Jesus und durch stärkere kommunikative Gesten wird die Begegnung mit Jesus deutlich. Er zeigt, von woher allein Licht und Leben zu erwarten ist, von oben, von der geistlichen Höhe und Hoheit, die das Reden Gottes ist.

Er selbst ist größer dargestellt, sein Gewand ist leuchtend weiß wie auf dem Berg der Verklärung. Die Landschaft ist nicht selbstmächtig. Sie zeigt eine steinige Beschaffenheit der Diesseitigkeit, in der die beiden Jünger nach dem Tode Jesu noch gefangen sind. Die Unterschrift unter diesem Bild lautete: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ (Matth 28,20). Das Emmaus-Motiv ist demnach erweitert und schließt Verklärung und Himmelfahrt mit ein. Jesus bestärkt hier nicht nur einen natürlichen Glauben an eine gefühlte Erneuerung des Lebens nach seelischer Erschöpfung, sondern er schenkt den Glauben an die durch ihn bereits geschehene Überwindung des Todes.

Schwerwiegend ist hier die Veränderung der Funktion der Landschaft. Während bei Abb 1 eine tatsächliche irdisch vorhandene Landschaft abgebildet ist, handelt es sich in Abb 2 um eine Landschaft der Seele. Während in Abb1 die Landschaft selber Verkündiger ist, zeigt in Abb 2 die Landschaft eine Verhärtung an, die den Glauben noch nicht fasst und selber noch auf Erlösung wartet. Während in Abb 1 den Jüngern und damit den Betrachtern zugerufen wird: Ihr seid schon frei und gerettet, so lautet der Zuruf in Abb 2: Ich zeige Euch den Weg in die Freiheit. Realistischer ist dann das Bild, das zur Situation der Jünger besser passt.

III Die intellektuelle und seelische Arbeit Steinhausens

Die Wandlung vom Romantiker zum Wortverkündiger muss sich hauptsächlich in der Zeit zwischen diesen beiden Bildwerken vollzogen haben. Sie erforderte neue Fähigkeiten in der Wiedergabe der menschlichen Körpersprache. Aus diesem Grunde befasst sich Stein-

hausen jetzt mit Anatomiestudien. Er schreibt in einem Brief an Hans Thoma: „Die menschliche Gestalt ist doch etwas Köstliches. Ich habe mir ein Anatomiebuch gekauft, um zu lernen“.

Von Kirche, Staat und Privatpersonen erhält Steinhausen Großaufträge, s. W. D. Vogel S.32/33: In Frankfurt die Ausmalung der Aula des damaligen Kaiser-Friedrich-Gymnasiums (heute Gagern-Gymnasium) mit dem selbst gewählten Thema: Die Lehre der alten Völker (griechische Philosophie) und der neuen Völker (Christus). Ab 1913 folgt die Ausmalung der Lukaskirche.

Von der theologischen Fakultät der Universität Halle-Wittenberg wird ihm 1906 der theologische Ehrendoktor verliehen. In der Laudatio heißt es: dass diese Würde dem „genialen und ersten Maler verliehen“ wird, „der bestrebt ist, mit Stift und Farben die Werke des Schöpfers mit frommem Sinn darzustellen, besonders aber unseren Herrn und seine Worte und Taten in seinem Werk auszulegen und so auf seine Art das Evangelium zu verkündigen“ (W. D. Vogel, S. 36). – Der preußische Professorentitel war ihm nach der Ausmalung der Aula im Kaiser-Friedrich-Gymnasium verliehen worden. – Viele besuchen ab 1915 die Lukaskirche, um die Steinhausen-Bilder zu sehen.

Im Jahr 1915 schreibt der Maler an Hans Thoma, u.a. eine Nachricht, die eine erschrockene Betroffenheit zeigt: „Die Kunstregeln, Prinzipien und Theorien, die man jetzt aufstellt, sind todbringend.“

Aber werden die Hochmögenden nicht endlich am Ende ihres Lateins sein?“ (s. bei Mahnkopp „Emmaus“ S. 124) – Offensichtlich arbeiten einflussreiche Kunstwissenschaftler an Maßstäben für Kunstbeurteilung, die besonders für die Steinhausenschen Begegnungs-Bilder „tödlich“ werden können. Vermutlich will man Kunst, die eine weltanschauliche Tendenz zeigt, nicht als Kunst gelten lassen. Ohne hier solchen Überlegungen nachgehen zu können, soll festgestellt werden, dass Steinhausen eine persönliche Entwicklung bezeugt und

er also nicht nur die Wünsche und Klischees seiner Auftraggeber wiedergibt. Im Gegenteil, Steinhausens Darstellungen haben keineswegs immer Begeisterung bei Auftraggebern und Betrachtern gefunden.

Nicht zu Unrecht gilt er als ein Überwinder der volkstümlichen und gefälligen Nazarenerichtung, die jede Konfrontation mit den Realitäten vermeidet. Seine neue Sicht in ihrer Dramatik und Herbheit entsprach noch keineswegs einer Mode. Sie vermochte aber den Widerständen zum Trotz die Kirchenbesucher zu fesseln.

Während des ersten Weltkrieges trösteten seine Bilder diejenigen, die den Tod von Angehörigen zu beklagen hatten. Besonders dem Auferstandenen, der bei den Menschen bleibt (Abb 2), wird diese Wirksamkeit zugeschrieben.

Abb 3: Die Heimkehr des verlorenen Sohnes



In unseren Tagen wird Steinhausen als Künstler nur noch als Landschaftsmaler erwähnt. Außer den von ihm befürchteten „neuen Kunstregeln“ ist es vielleicht der Ernst in den Christusbildern, der vielfach als „nicht schön“ gilt, eine Distanz fördert. In diesem Ernst kündigten sich die kommenden Konflikte an. Vermutet wird, der sich ausweitende Weltkrieg mit seinen Leiden beeinflusst den Maler. Eine prophetische Schau, dem Maler vielleicht selbst nicht bewusst, könnte noch weiterreichende Katastrophen kommen sehen, wie z.B., dass der Glaube und das Reich Gottes sich von der Erde entfernen werden und der Mensch sein Person-Sein verliert.

Gott musste wirklich allen Geist und alle Kraft einsetzen, um den Menschen von seinen Obsessionen zu befreien, sagen diese Bilder. Es wird eine Zeit dauern, bis die Freude des ersten Schöpfungstages zurückkehrt und auch die Wunden des Gekreuzigten verheilt sind.

Abb 3: „Die Heimkehr des verlorenen Sohnes“ (1917) ist ein Entwurf Steinhausens für sein Grabmal, das auf dem Frankfurter Hauptfriedhof zu sehen ist. Der Gedanke einer großen Heimkehr verbindet sich bei ihm eher mit dem Tode als mit dem zu gestaltenden irdischen Leben.

Ist der späte Steinhausen vom Pietismus des Pfarrers Dr. Wilhelm Busch und seiner Lukaskirche beeinflusst? Diese oft gehörte Meinung kann man nur eingeschränkt gelten lassen. Ein Pietist würde die große Heimkehr nicht erst im Jenseits erwarten. Hier zeigt sich vielmehr ein starker Individualismus, mit dem Steinhausen nicht in die Normen von Gesellschaft und Malerei hineinpasste und der ihm mit Sicherheit manche inneren Konflikte bescherte. Dieser Individualismus, der zum Menschen in seinem Person-Sein dazugehört, findet seine Korrektur durch das Gegenüber Gottes, der diesen Individualismus sowohl ermöglicht wie auch begrenzt. Er wird erst im Offenbar-Werden der Kinder Gottes endgültig gelöst sein (Röm. 8,21). Die feiernde Gemeinde taucht in den Bildern Steinhausens nicht auf, aber durchaus die Gemeinschaft der Mühseligen und Beladenen. Er selbst bleibt als Mensch und als Maler von unvergleichlicher Originalität, die ihre hilfreichen und ihre befremdlichen Elemente hat. Dabei drängt die spirituelle Anrede die malerische Seite oftmals in den Hintergrund. Wir haben es wohl mit Kunst zu tun – aber nicht nur.

IV. Wie Wilhelm Steinhausen seine biblischen Bilder beurteilt

Im Jahre 1918 erschien im Furche-Verlag eine Buchmappe mit Bildern von Wilhelm Steinhausen. In einem persönlichen Vorwort schreibt der Meister dazu: „Dieses Büchlein mit Bildern ist eine Gabe aus meinem Leben, das nun bald zerronnen ist.“ Steinhausen lebte zwar noch sechs Jahre, aber seinem Schaffen setzte der Schlaganfall im Jahr 1919 ein Ende. Wir haben hier also die letzten Bilder und Worte für die Öffentlichkeit. Man hat den Eindruck eines Vermächtnisses, wenn er darum bittet, „diese Gabe mit verschwiegener Duldsamkeit und Freundesliebe“ anzunehmen und sie mit nichts anderem zu vergleichen, denn „ein Vergleich hemmt die Liebe“. Ein Anspruch auf Unvergleichlichkeit begegnet uns auch in anderen Äußerungen. Er schreibt an seinen Freund, Hans Thoma: „Ein Mensch, wenn er recht ergriffen ist, denkt an keine Kunsttheorie und er vergisst die Regeln, die man ihm vorgeredet hat.“ Diesen Brief schrieb er im Zusammenhang mit seiner Arbeit an den Bildern in der Lukaskirche. Wir haben hier eine Begründung: Steinhausen arbeitet als ein „Ergriffener“. Er ist in den biblischen Texten seinem besten Freund begegnet, nämlich dem unvergleichlichen Jesus Christus. Damit stellt er diese Seite seiner Arbeit auch außerhalb aller Regeln. Die Theologen werden an die Definition von Paul Tillich erinnert: „Religion ist Ergriffen-Sein von dem, was uns unbedingt angeht.“ Steinhausen ist demnach nach eigenem Urteil ein christlicher Maler und seine Bilder enthalten eine geistliche Botschaft.

Besonders während seiner Arbeit in der Lukaskirche kann sich diese Seite entfalten. Er spricht von einer großen Freude und von Verantwortung, die er spürt, denn: (Zitate) „Der Kirche zu dienen, das bedeutet, mit in ihrem Auftrag zu stehen, Verwalter göttlicher Gaben und Geheimnisse zu sein und Mitverkündiger der Heilsbotschaft und der Gesetze Gottes. – Wie, wenn meine Bilder denen, die in die Kirche kommen, zum Anstoß werden, so dass die Verkündigung des Wortes keinen Zugang zu den Herzen findet, die nach dem Heil verlangen?“ (W. Steinhausen: „Einleitende Betrachtungen zu den Bildern in der Lukaskirche zu Frankfurt“ zitiert im Begleitbuch zur Ausstellung 1992 in der Lukaskirche S. 37/38)

Ein Sohn des damaligen Pfarrers Dr. Wilhelm Busch berichtet von langen Gesprächen, die

sein Vater mit dem Maler Steinhausen hatte. Er schreibt: „Erst später habe ich begriffen, was diese Besuche bedeuteten. Wie ein Verhungernder suchte Steinhausen nach Wegweisung und Anregung.“

Der gewaltige biblische Text überwältigte ihn immer wieder. Dann konnte es geschehen, dass er auf einmal wie neu belebt aufsprang und davonging. Er hatte etwas gefunden, was später in den Bildern herrlichen Ausdruck fand“. (Wilhelm Busch jr. „Plaudereien in meinem Studierzimmer“ S. 27)

Dem Pfarrer Johannes Deggau möchte Steinhausen verwehren, über diese Bilder einen Lichtbildervortrag zu halten, denn (Zitat): „Du weißt, wie gerne ich diese Bilder als Bilder des Gottesdienstes abseits vom allgemeinen Kunstbetrieb halten würde. Denn stehen diese Bilder im Vergleich mit anderen – und wären es die herrlichsten – werden aus Gottesdienstbesuchern Museumsbesucher, und sie werden sich dementsprechend verhalten.“

*Robert Kirste, Auf der Lindenhöhe 20,
60433 Frankfurt/Main*

Verwendete und zitierte Literatur:

Gerhard Krügel: „Wilhelm Steinhausen – Göttliches und Menschliches“ Verlag Jos. Scholz Mainz 1908

Wilhelm Schäfer: „Augenblick und Ewigkeit – Bilder Wilhelm Steinhausens“ Furche Verlag Berlin 1918

Sonderdruck aus dem Frankfurter kirchlichen Jahrbuch 1961: „Wilhelm Steinhausen.“

Wilhelm Busch „Plaudereien in meinem Studierzimmer“ 6. Aufl. Schriftenmissions-Verlag Gladbeck 1965

Friedrich Hauss: „Väter der Christenheit“ Brockhaus-Verlag Wuppertal 5. Auflage 1976

Wilhelm Dieter Vogel: „Die Ausmalung der Lukaskirche im biblischen Werk Wilhelm Steinhausens“, herausgegeben von der Ev.-Luth. Lukasgemeinde, Frankfurt a.M.1980.

Begleitheft zur Ausstellung „Wilhelm Steinhausen“ Lukaskirche 1992.

Volker Mahnkopp: „Emmaus“ – zur Ausmalung der Lukaskirche zu Frankfurt am Main.“
Herausgeber: Steinhausen-Stiftung 2008

LESERBRIEFE

Betr.: „Heiliges Land – Solidarität usw.“

Die langen, gut gemeinten, objektiv erscheinenden-wollenden historisch argumentierenden Beiträge zum Konflikt zwischen Israel und seinen arabischen Nachbarn erscheinen mir wenig hilfreich. Alle Geschichtsbücher – nebeneinander gereiht – beweisen die Unmöglichkeit, ein vielschichtiges Ereignis objektiv darzustellen. Jeder trägt seine subjektive Brille. Schon in einem einzigen Streitfall vor Gericht tragen die Streitparteien mit ihren Anwälten ein und dieselbe Sache recht unterschiedlich vor. Wie viel mehr wiederholt sich das in der Geschichtsdarstellung so komplizierter Vorgänge wie bei den Ereignissen im Nahen Osten. Wo man seine Freunde hat, wo man die Leidensgeschichten kennt, wo man sich verstanden fühlt, wird man automatisch wohlwollender argumentieren als da, wo man verwundet, gekränkt oder enttäuscht wurde. Historisch geführte Argumentationen sind immer subjektiv gefärbt und darum auch im vorliegenden Falle mit aller Vorsicht zu genießen. Sie führen in die Sackgasse.

Für mich zählen lediglich zwei Tatsachen:

1. Der Staat Israel hält ein Gebiet besetzt und besiedelt es mehr und mehr, das nicht ihm, sondern den Palästinensern gehört.
2. Einige starke und wortführende palästinensische Gruppierungen verweigern dem Staat Israel sein Existenzrecht.

Keine Seite ist ernsthaft zum Nachgeben bereit.

So werden noch etliche hundert Israelis und etliche tausend Palästinenser sterben müssen, wenn durch Gottes Gnade nicht Persönlichkeiten wie etwa Ghandi oder Gorbatschow eine neue und ganz andere Politik einleiten.

*Armin Hanstein, Pfr. i. R.
Fischmarkt 1, 35578 Wetzlar*



Zum Thema Israel:

In der August-Ausgabe hatte Hansjürgen Günther unter der Überschrift „Grenzenlose Solidarität mit Israel?“ die Entstehung und die gegenwärtige Problematik des Staates Israel behandelt (S. 87–93). Ist dies Thema ein heißes Eisen, an dem sich die Finger verbrennt, wer es anpackt? Ich war verblüfft über die Reaktio-

nen, welche die Oktober-Ausgabe brachte: Vier Leserzuschriften auf sieben Seiten, sehr verschieden, aber alle ablehnend. Günthers Darstellung wird als ärgerlich, enttäuschend, oberflächlich schwadronierend, falsch, dreist oder hochmütig bezeichnet und polemisch angegriffen.

Als Diskussion, Gegenargumentation habe ich das nicht empfunden. Mir kamen Bemerkungen des Schweizer jüdischen Journalisten Yves Kugelmann in den Sinn: Die Dynamik des Judentums habe immer im Dialog bestanden. Letztgültige Wahrheitserkenntnis gäbe es noch nicht. Diese Dynamik sei nun durch eine Ideologisierung des Staates Israel in Gefahr. Mit einer Ideologie muss man ganz einverstanden sein. Abweichler sind abzulehnen und zu bekämpfen.

Wirkt Günther so „einseitig“, weil er von den „Grenzen der Solidarität“ spricht? Ich habe gelernt, eine „doppelte Solidarität“ zu suchen, für Israel und für Palästina. „Wenn es den Palästinensern gut geht, geht es auch den Israelis auf die Dauer gut“, heißt hier die Formel.

Diese doppelte Solidarität fand ich vertreten im Bericht über die Gründung des „Ben Gurion-Lehrstuhls für Nah- und Mitteloststudien“ an der Jüdischen Hochschule in Heidelberg. Diese Hochschule, die eng mit der Universität Heidelberg zusammenarbeitet, wird vom Zentralrat der Juden in Deutschland unterhalten. In den letzten Jahren wurde sie ausgebaut und erweitert. Hierzu gehört die Einrichtung des genannten neuen Lehrstuhls.

Zu seiner Gründung wirkte im Studienjahr 2009/2010 in Heidelberg die junge Gastprofessorin Rakefet Zalashik aus den USA. Sie stammt aus Tel Aviv, ist Historikerin und inzwischen in die USA zurückgekehrt. Von ihr wurde in der Jüdischen Allgemeinen Zeitung (Berlin) berichtet, dass sie sich Sorgen um die Zukunft Israels mache. Wenn es in der kommenden Generation nicht gelinge, Frieden zwischen Israelis und Palästinensern zu erreichen, werde Israel auf längere Sicht von der Landkarte verschwinden.

Der von Zalashik gegründete neue Lehrstuhl scheint bisher nicht besetzt zu sein. Im Vorlesungsverzeichnis der Hochschule konnte ich keine Lehrveranstaltungen zum Thema „Israel“ finden.

Verwundert hat mich, dass die Thesen von Martin Stöhr – im Gegensatz zur Sicht von Hansjürgen Günther – in den Leserzuschriften

durchweg bejaht werden. In der letzten These lese ich bei Stöhr: „An Israel andere Maßstäbe des Völkerrechts und der Menschenrechte anzulegen, als an andere Völker und ihre Politik, ist eine subtile Form von Antisemitismus ...“. So scharf und eindeutig hat das bisher sonst niemand ausgesprochen.

Otto Kammer, Pfr. i. R., Dieburger Straße 199,
G 109, 64287 Darmstadt



Betr.: Israel-Diskussion

Über Jahre hinweg betrübt und ärgert es mich, wenn ich „unsere“ Thür. Kirchenzeitung „Glaube und Heimat“ aufschlage und die in ihr (zahlenmäßig reichlich) wiedergegebenen, von Lesern u. a. eingereichten Negativkritiken an Israel lese, denen kaum Israelfreundliche gegenüberstehenden (Das soll keine Negativkritik an der Kirchenzeitung sein!).

Für mich stellt sich hier die Frage nach (Un-)Sinn und (Un-)Segen von Kritik. Als Schüler lernte ich einst, dass der Sinn der Kritik in der damit verbundenen Öffnung von Wegen zur positiven Bewältigung von Irrwegen liegt, somit dem Kritisierten Hilfestellung zum Erreichen des Guten geben möchte. – Doch bei aller (gewiss auch berechtigten) Israelnegativkritik erkenne ich in dieser keine konstruktive Hilfe für Israel, vielmehr ein stetes „Auffüllen“ des in unserem Lande schlummernden (mehr oder weniger erkennbaren) „antisemitischen Grundwasserspiegels“.

In „Glaube und Heimat“ Nr. 4/2009 erwähnt Martin Hanusch unter dem Titel „Bedenklich“: „...eine Umfrage des Meinungsforschungsinstitutes Forsa. Demnach halten fast die Hälfte der Deutschen Israel für ein „aggressives Land“.“

Der Umgang mit den Themen „Antisemitismus“ und „Zionismus“ ist eine äußerst diffizile Angelegenheit. Doch für mich hat der kritische Blick in die Geschichte ihren Sinn in der Findung von Konsequenzen für die Gegenwart. Und so empfinde ich es als unschwer, Fehlleistungen der Vätergeneration zu geißeln, schwerer dagegen mir die Augen für die heutigen Probleme öffnen zu lassen, da dabei die „Gefahr“ besteht, mich Änderungen im Denken und Handeln öffnen zu müssen. Und so empfinde ich es z.B. als eigenartig, dass man, wie auch in der DDR geschehen, einerseits den Holocaust zu Recht anprangert, an-

dererseits jedoch denen, die ihm entkamen und deren Nachkommen die Verteidigung ihres Lebensrechtes abspricht, indem man die Sicherheitspolitik des heutigen Staates Israel ablehnt, und dadurch, dass man durch langjährige einseitige Berichterstattungen Israel als Kriegstreiber u.ä. darstellt(e), den Umkehrschluss unbewusst oder bewusst zulässt, der da lautet: „Wenn die Nachfahren und Verwandten der Holocaustopfer Kriegstreiber sind, müssen es ihre Vorfahren auch gewesen sein“, womit unterschwellig der Holocaust als Verbrechen relativiert wird. –

Hier wurde und wird eine Saat ausgebracht, die heute (wieder) aufgeht.

*Johannes Anbau, Barfüßerstraße 32,
99817 Eisenach*



Antwort auf die Leserbriefe zu meinem Artikel „Grenzenlose Solidarität mit Israel?“

Hessisches Pfarrblatt 4, August 2010

Es ist schon eigenartig: Abgedruckt werden im Hessischen Pfarrblatt vier Leserbriefe, die mit Unterstellungen und Diffamierungen arbeiten und so eine sachliche Auseinandersetzung blockieren. Auf der anderen Seite erhalte ich zahlreiche Zuschriften an meine Privatadresse, die ausnahmslos meinen Aufsatz gutheißen bzw. ihm zustimmen! Da bedanken sich Kollegen, dass ich die Geschichte und gegenwärtige Lage in der gebotenen Kürze „so umsichtig und klar dargestellt“ habe. Ein Hochschullehrer, der viele Jahre im jüdisch-christlichen Dialog engagiert ist, sieht „keinerlei theologischen oder historischen Grund, mit der rücksichtslosen Politik der israelischen Regierung solidarisch zu sein“. Von daher kann ich mit den unsachlichen Unterstellungen leben. Sie entlarven die Einäugigkeit ihrer Verfasser.

Ich bestreite weder das Existenzrecht des Staates Israel noch die Notwendigkeit, sich mit der deutschen Vergangenheit und der Mitschuld christlicher Theologie an der Shoa auseinanderzusetzen (Stuttgarter Bekenntnis). Ich bestreite auch nicht die Mitschuld der arabischen Nachbarn am Konflikt. Ich selbst habe lange in Palästina gelebt und das Leid der Palästinenser hautnah erfahren, habe auch Israel, Jordanien, Ägypten, Syrien und den Libanon bereist. In meiner deutschen Kirchengemeinde

habe ich mich um Aufarbeitung der jüdischen Ortsgeschichte bemüht.

Geschichtsdarstellungen sind immer subjektiv. Das zeigt der sehr einseitige Geschichtsunterricht der Herren Schimon Staszewski und Doron Kiesel. Mir ging es in meinem historischen Exkurs vor allem darum zu zeigen, wie die israelische Politik heute die hellsichtigen Warnungen eines Theodor Herzl, Herbert Samuel, Mac Donald, Achad ha'Am, Martin Buber, Chaim Weizmann und einer Hannah Arendt ignoriert und nicht selten mit Füßen tritt.

Ich würde gern die abgedruckten Leserbriefe ernst nehmen, wenn Verletzungen des Völkerrechts, Kriegsverbrechen, Ignorieren von UN-Resolutionen und permanente Menschenrechtsverletzungen auch auf israelischer Seite durch die Verfasser eingeräumt würden (Und hier wiegen sie für mich schwerer, weil Israel beansprucht, ein demokratischer Rechtsstaat zu sein!). Stattdessen passiert genau das, was Alfred Grosser dem Zentralrat vorwirft: „Das reflexhafte Schwingen der Antisemitismuskeule, sobald irgendwo Kritik an Israel laut wird. Dadurch wird Antisemitismus ja geradezu erzeugt.“ – Die einzige Stelle, wo ein Hauch von Unrecht seitens Israels Erwähnung findet, ist die Siedlungspolitik. Aber auch sie wird fast gerechtfertigt und lediglich als „Problem“ bezeichnet, jedoch nicht als das, was es ist: völkerrechtswidriges Unrecht der israelischen Besatzungspolitik. (Ein Beispiel: Ein palästinensischer Bauer will auf seinem Land einen Brunnen bohren. Er benötigt dafür die Erlaubnis der Besatzer. Die verweigern sie ihm, weil durch den immensen Wasserverbrauch der illegalen israelischen Siedlungen auf der Westbank der Grundwasserspiegel sinkt!)

Es ist für mich erschreckend, wie auf israelischer und arabischer Seite die Fähigkeit abnimmt, Leid und Hoffnungen der anderen Seite wahrzunehmen! Gott sei Dank gibt es auch Stimmen in Israel und Palästina, denen man eine Verständigungsbereitschaft abspürt: Ich denke an die Erklärung von Alexandria 2002, an die Genfer Vereinbarung (www.genfer-initiative.de) von 2003, an Bat Shalom, Shalom Achshav, Gush Shalom und andere Gruppen der israelischen Friedensbewegung. Ihnen gilt meine Solidarität! – Auch in Deutschland gibt es zum Glück Stimmen, die hoffen lassen: In der „Berliner Erklärung“ haben Jüdinnen und Juden aus Deutschland als Erstunterzeichner eine Resolution auf den Weg gebracht, in

der es u. a. heißt: „Wir sehen mit Entsetzen, wie der mit so großen Hoffnungen gegründete Staat Israel in einer Sackgasse der Gewalt feststeckt. Wir fordern die deutsche Regierung auf, mit der EU die israelische Besatzungspolitik nicht länger zu tolerieren.“ Bis zum 6. November 2007 sammelte die Kampagne 14.444 Unterschriften. – Wenn ein Freund blind zu werden droht für Recht und Unrecht und für die Stimmen der Völkergemeinschaft, dann darf man nicht länger schweigen, gerade um der Freundschaft willen. Wer hier schweigt, verschweigt, rechtfertigt oder bagatellisiert, wird mitschuldig am Unrecht!

Die Verfasser der Leserbriefe verweisen wiederholt auf die 30 Thesen von Martin Stöhr. Ich kannte sie und kann sie auch unterschreiben, gerade auch die Thesen 21, 23, 26 und 30! Herrn Reiter bitte ich, die These 14 genau zu studieren!

Meine Identität als deutscher Theologe verbietet es mir auszusprechen, was Avraham Burg, ehemaliger Vorsitzender der Exekutive der Jewish Agency und Zionistischen Weltorganisation und 1999 Präsident der Knesseth, tut: „Scheint so, als münde der 2000-jährige Kampf für das jüdische Überleben in einen Staat der Siedlungen, der von einer unmoralischen Clique korrupter Gesetzesbrecher regiert wird – taub sowohl gegenüber den Feinden als auch gegenüber den eigenen Bürgern. Ein Staat, in dem es an Gerechtigkeit fehlt, kann nicht überleben.“ (aus: Die zionistische Revolution ist tot“) Die Propheten der hebräischen Bibel konnten das ähnlich sagen. Ich möchte, dass nicht nur das Judentum, sondern der Staat Israel überlebt!

Am Ende will ich die Leser meines Beitrags, sofern sie sich mit mir um den Weg Israels sorgen, auf drei Bücher verweisen: Rolf Verleger, „Der Irrweg Israels“, Ilan Pappé, „Die ethnische Säuberung Palästinas“ und Rupert Neu-deck, „Ich will nicht mehr schweigen“.

Gestern lag eine tröstliche Postkarte eines mitfühlenden Kollegen in meinem Briefkasten. Am Ende stand ein Zitat eines jüdischen Journalisten aus der Schweiz: „Die Dynamik des Judentums lag im Dialog ... Mit dem Staat Israel ist die Gefahr jüdischer Ideologie entstanden. Man muss sie bejahren. Abweichter können nicht geduldet werden.“ Genau das habe ich erfahren!

*Dr. Hansjürgen Günther, Im Herling 29,
74931 Lobbach*

FÜR SIE GELESEN

Der Himmel prächtig ausgeschmückt. Barocke Ausmalungen – Kirchen in Ost-hessen und Thüringen, hrsg. von Gerhard Jost. Evang. Medienverband Kassel, 2010. 144 Seiten. ISBN 978-89477-878-1. 18,95 €

Wieder ist in dem kleinen Kasseler Verlag des Evang. Medienverbands ein wunderschöner Bildband erschienen, der aber in seiner inhaltlichen Ausgestaltung weit über das Normalmaß eines bloßen Bildbandes hinausgeht. Gerhard Jost, Diakon und langjähriger Medienpädagoge in der EKKW, bekannt für seine exzellenten Fotografien aus hessischen Kirchen und ihrer Kunstwerke, hat aus 20 Dorfkirchen in Osthessen und Thüringen deren barocke Ausgestaltung, überwiegend aus dem 17. Jahrhundert, kombiniert mit Liedtexten und Gedichten des Barock und stellt so die Besonderheit dieser Kirchenbauten vor: ganz viele Gesamtaufnahmen und noch mehr Detailfotografien vermitteln anschaulich einen Eindruck dieser ganz eigenen Spezies von Dorfkirchen im osthessischen und thüringischen Kirchenbereich, aus den Kirchenkreisen Hersfeld, Rotenburg und Schmalkalden in der EKKW und dem Kirchenkreis Meiningen in der EKM.

„Barocke Ausmalungen“, der Zusatztitel des Buches, gilt dabei sowohl für die Texte als auch vor allem für die Bilder aus den ausgewählten Kirchen, und so wie die Texte in ihrer barocken Ausgestaltung sehr üppig und mit vielen Versen sind, so vielfältig ist auch die Ausgestaltung der Kirchen. Dabei ging es aber dem Herausgeber vor allem um ruhige, stille, meditative Seiten bei der Darstellung: die barocke Üppigkeit der Bilder und Texte sollte nicht durch überladene Seitengestaltung verstärkt werden. In den Texten spiegelt sich die persönliche Glaubenserfahrung der Menschen im Barock, ein neues Verhältnis zur Natur, aber vor allem auch neben den Themen der Vergänglichkeit und Weltflucht die Sinnenfreude und der Lebensgenuss des Barock. Dabei hat mich vor allem auch fasziniert, wie zeitkritisch aktuell so manche Texte dieser Zeit sind. Ein Beispiel (S.110): Anders sein und anders scheinen, anders reden, anders meinen, alles loben, alles tragen, allen heucheln, stets behagen, allem Winde Segel geben, Bösen, Guten dienstbar leben, alles Tun und alles Dichten bloß auf eignen Nutzen richten. Wer sich dessen will

befleißigen, kann politisch heuer heißen. (F. von Logau).

Jede vorgestellte Kirche erhält eine kurze Einführung zur Baugeschichte, die freilich kein Kirchenführer sein soll, und dann folgen wahrlich eindrucksvolle Bilder, kombiniert mit dazu passenden Texten der unterschiedlichsten Art. Allem voran gestellt ist ein 12seitiges Essay von Dr. Vera Leuschner zur geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Einordnung dieser Art von Dorfkirchen als Begründung dafür, warum um 1700 herum der protestantische Kirchenbau im ländlichen Raum von Osthessen und Thüringen einen so unglaublichen Aufschwung erlebt hat: nach der mauritanischen Kirchenreform und dem damit einhergehenden Bildersturm unter Landgraf Moritz dem Gelehrten setzte nach dem dreißigjährigen Krieg und seinen Zerstörungen unter Landgraf Karl (1654–1730) ein regelrechter Bauboom ein, der neue Kirchen gerade auf dem Land hervorbrachte. Und von diesen Kirchen berichtet das schöne und anregende Buch, das G. Jost herausgebracht hat: für diesen Preis ein wirklich ansprechendes Geschenk, nicht nur in den Gemeinden, deren Kirchen hier beschrieben sind; aber ebenso auch – und das ist die Absicht – eine einladende Anregung, sich diese Kirchendenkmäler näher anzuschauen und sie für sich zu entdecken.

Lothar Grigat



Josef Hainz (Hg.), *Christologie im Widerstreit. Dokumentation eines Symposiums der Bibelschule Königstein.* Selbstverlag Eppenhain 2010. 200 S.

Zur Pflege der Nachlässe von Joseph Wittig, Ernst Michel und Hans Trüb, also von „Opfern des kirchlichen Antimodernismus“, die der Fachbereich Katholische Theologie der J. W.-Goethe-Universität in Frankfurt/M. betreut, veranstaltet die bisher von deren emeritiertem Neutestamentler Josef Hainz geleitete „Bibelschule Königstein“ auch Symposien. Das „Christologie-Symposium“ vom 22./23. Mai 2009 beschäftigte sich mit Beiträgen von Josef Hainz, Christian Löhr, Lorenz Wachinger, Claus Arnold, Christoph Michel, Alojzy Marcol und Joachim Köhler vor allem mit der als „neuen Antimodernismus“ (101) gekennzeichneten Kritik der „kanonischen Exegese“ von Joseph Ratzinger/Benedikt XVI. an der hier an Loisy,

Wittig und Michel exemplarisch festgemachten „historisch-kritischen Methode“. Josef Hainz fasst zusammen: „Zwar glaubten viele, das II. Vatikanische Konzil habe die unselige Zeit des kirchlichen ‚Antimodernismus‘ endgültig überwunden und einem neuen, positiven Weltverhältnis den Weg bereitet, mussten aber später einsehen, dass der ‚Antimodernismus‘ unter Papst Benedikt XVI. nur ein neues Gesicht bekommen hat“ (4, 111).

Was hier zunächst nach einem innerkatholischen Problem aussieht, weitet sich vor allem in den Beiträgen von Josef Hainz und Claus Arnold zu einem ausdrücklich auch auf Ernst Käsemann (91) Bezug nehmenden Plädoyer für die Legitimität der historisch-kritischen Methode in der Theologie überhaupt aus: Diese sei „unverzichtbar“, weil sie den geschichtlichen Deuteversuchen der Person Jesu nachgeht; denn nur auf diesem Weg des Sich-Einlassens auf den geschichtlichen Jesus, seine Lehre, sein Wirken, seine Passion und seinen Tod sowie deren Deutungen kann der Glaubende überführt/überzeugt werden von der innigen Beziehung des Sohnes zum Vater“ (94f.). Dagegen werde in dem als „naiv“ und „fundamentalistisch“ (91) bezeichneten „Konkordat neuscholastischer Christologie“ (99) der „kanonischen Exegese“ Ratzingers die Menschwerdung Gottes in Jesus nicht wirklich ernst genommen (101), was in die Nähe des „Doketismus“ führe.

Was hier zunächst als ein „innerkatholisches“ Problem erscheint, findet sich aber in der gängigen harschen Kritik nicht nur „evangelikaler“ Kreise an der historisch-kritisch verfahrenen Theologie als dem einigenden Band sonst unterschiedlicher sich „antimodernistisch“ gebender protestantischer Theologien wieder! Spätestens hier ist dieser Symposium-Bericht auch für evangelische Theologie hochaktuell!

Karl Dienst



Bernd Strauch, *Dialekt in Mittelhessen. Oberhessisches Taschenwörterbuch, Gießen 2005.* Druck: Offset Köhler KG, Gießen, 128 S. ISBN 3-935584-02-4.

Daniela M. Ziegler, *Wie ma halt so redd! Kurpfälzisches Wörterbuch für Einheimische und Zugereiste.* G. Braun Buchverlag, Karlsruhe 2010, 112 S. ISBN 978-3-7650-8551-2.

Wenn auch die Kirchen der Reformation, von Ausnahmen (z.B. in Norddeutschland) abgesehen, aufs Ganze durch deutsche Bibel, Katechismus und Gesangbuch den Dialekten nicht förderlich waren: In der Alltagsreligion spielten diese noch bis in das 20. Jahrhundert hinein eine, wenn auch z.B. durch Schule, Bildungs- und Ausbildungsinteressen sowie Bevölkerungsmischung (z.B. das heutige „RMV-Deutsch“ nicht nur im Großraum Frankfurt/M.) zurückgedrängte Rolle. Vor allem im Zusammenhang mit soziologisch überfrachteten und ideologisch aufgeladenen „Bildungsvorstellungen“ mit ihrem Kernbestand „Chancengleichheit“ wurden sie als „Soziolekte der Unterschicht“ (Strauch, S. 19) auch von Lehrern abqualifiziert, die zuweilen selbst, wie auch viele Kinder aus der „deutschen Stammbevölkerung“ (Strauch, S. 23) mit dem Hochdeutschen (vor allem schriftlich) ihre Probleme hatten/ haben.

Vor allem im Blick auf die nicht nur im Umkreis „puristischer Theologie“ im „Kirchenkampf“ verfemte „Religiöse Volkskunde“ ist aber zumindest so etwas wie ein Grundverständnis der jeweiligen Dialekte für Unterricht und Seelsorge hilfreich, auch wenn es sich hier um eine komplizierte Materie handelt, wie die beiden erwähnten Wörterbücher auf ihre Art zeigen. Für Ungeübte ist es deshalb hilfreich, dass Strauch und Ziegler kundig und verständlich in die Geschichte der jeweiligen Dialekte, ihren mündlichen Gebrauch und in die Möglichkeiten auch ihrer schriftlichen Kommunikation einführen.

Was die „Hessischen Dialekträume“ angeht, so unterscheidet Strauch Oberhessen-Nassauisch, Oberhessisch, Schwalmhessisch, Niederhessisch, Osthessisch, Südhessisch, Rheinhessisch und Neuhessisch (Stadtsprache in Frankfurt/M. und in anderen Städten Süd- und Mittelhessens). Frau Zieglers Kurpfälzisches Wörterbuch hat sein Zentrum eher in Heidelberg bzw. in der Gegend zwischen Rhein und Odenwald, was historisch nicht ganz unproblematisch ist. Dass auch die EKHN

in einer wechselvollen Geschichte auch kurpfälzische Gebiete z. B. in Starkenburg erhalten hat, ist bekannt. Allerdings sollte z.B. das kurpfälzische Unteramt Kaub am Rhein (Kaub, Weisel, Dörscheid) nicht vergessen werden. An der Grenze meines Heimatortes Weisel („Streiteck“ am Esroder Zoll; heute Grenze zwischen Hessen und Rheinland-Pfalz) finden sich auf engstem Raum die Grenzsteine von Kurpfalz, Hessen-Rheinfels (Hessen-Rothenburg), Nassau-Weilburg, Nassau-Saarbrücken und Kurmainz.

Kurz: Ein Blick in diese Wörterbücher lohnt sich!

Karl Dienst

AUCH DAS NOCH ...

Wer klaut Schweizer Kirchenglocken?

Bereits vier Mal haben Diebe in der Ostschweiz alte Kirchenglocken gestohlen. Zuletzt schlugen sie in der Kapelle Sogn Gagl in Medel bei Disentis zu. Die Polizei steht vor einem Rätsel.

Gerhard Spielmann, Senior-Geschäftsführer der einzig verbliebenen Glockengießerei der Schweiz: „An sich gibt es keinen Markt für sakrale Glocken, nicht einmal das Material hat einen besonderen finanziellen Wert – im besten Fall bringt ein Kilo eingeschmolzener Bronze acht Franken (5,60 Euro). Stehlen lassen sich die Glocken natürlich relativ leicht, da die Kapellen meist ein Stück außerhalb des Dorfes stehen und auch nicht besonders hoch sind. Eine Leiter angestellt, die Glocke in einen Kleinbus geladen, und weg ist man. Über den Winter werden manche Kapellen gar nicht genutzt, so dass Verluste erst jetzt nach und nach auffallen. Nun sind die Kirchengemeinden im Kanton Graubünden damit beschäftigt, ihre Glocken nachzuzählen.“

aus: Süddt. Zeitung, 24.125.4.2010



Herausgeber und Verleger: Ev. Pfarrerinnen- und Pfarrerverein in Hessen und Nassau e.V., Geschäftsstelle: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. (0 69) 47 18 20 / Fax (0 69) 47 94 87 sowie der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Geschäftsstelle Ev. Gemeindeamt, Barfußertor 34, 35037 Marburg, www.ekkw.de/pfarrerverein.

Redakteure: Pfr. Maik Dietrich-Gibhardt, Rosenstr. 9, 35096 Weimar, Tel. (0 64 21) 97 15 86; Pfrin. Susanna Petig, Karthäuser Str. 13, 34587 Felsberg-Gensungen, Tel. (0 56 62) 44 94 / Fax (0 56 62) 67 45.

Redaktionsanschrift: Pfr. M. Dietrich-Gibhardt, Haspelstr. 5, 35037 Marburg, Tel. (0 64 21) 91 26 13 / Fax (0 64 21) 91 26 33, E-Mail: m.dietrich-gibhardt@dwo-online.de.

Redaktionskommission: Dekan i.R. Lothar Grigat, Kasselweg 20, 34225 Baunatal-Großenritte, Tel. (0 56 01) 89 57 76; Pfr. Kurt Rainer Klein, Pfaffenwaldstr. 21, 55288 Schornsheim, Tel. (0 67 32) 33 67; Pfr. Dr. Martin Zentgraf, Hess. Diakonieverein,

Freiligrathstraße 8, 64285 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 602-0, Fax (0 61 51) 60 28 98; Pfr. Wilfried Stötzner, Kirchstraße 11, 07924 Ziegenrück, Tel. (03 64 83) 2 22 58, Fax (03 64 83) 2 25 93; Pfr. Dierk Glitzenhirn, Korbacher Str. 215, 34132 Kassel, Tel. (05 61) 40 13 77, Fax (05 61) 4 00 90 09; Pfr. Werner Böck, Hochstädter Straße 40a, 60389 Frankfurt, Tel. (0 69) 47 88 45 28.

Druck: Plag, gemeinnützige Gesellschaft zur Entwicklung neuer Arbeitsplätze mbH, 34613 Schwalmstadt.
Der Bezugspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten.
ISSN – 0941 – 5475

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 2. 1. 2011

Inhalt:



Editorial 138

Thüringer Pfarrverein e.V.
Jahresbericht des Vorsitzenden
Martin Michaelis 139

Pressemitteilung
Ordinationsjubiläen – Kurhessen-Waldeck 144



Pfarrerinnen- und Pfarrerverein Hessen und Nassau e.V.
Mitgliederversammlung am 16. Februar 2011 . 145

EKD-Synode: Pfarrerdienstgesetz
Vorarbeiten der Pfarrvertretungen
von Erfolg gekrönt
Andreas Dreyer 146

Zur Diskussion gestellt
„Zölibat“ auch für uns?
Lothar Grigat 147

Der Maler Wilhelm Steinhausen:
Vom Romantiker zum Prediger
Die Ausmalung der Lukaskirche in Frankfurt
war eines seiner Hauptwerke
Robert Kirste 148

Leserbriefe 154

Für Sie gelesen 157

Persönliche Nachrichten aus den drei
Pfarrerinnen- und Pfarrervereinen 160

Auch das noch 163

Namentlich gekennzeichnete Beiträge erscheinen unter ausschließlicher Verantwortung der Verfasser.

Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Postvertriebsstück D 1268 F
Gebühr bezahlt beim Postamt Frankfurt 1
Abs.: Pfarrerverein, Melsunger Straße 8 A
60389 Frankfurt